

böll

THEMA

Das Magazin der Heinrich-Böll-Stiftung
Ausgabe 1, 2014



Seitenwechsel

Die Ökonomien des Gemeinsamen

Der besondere Tipp

Kongress

Baustelle Neuer Generationenvertrag

Fr/So, 27.–29. Juni 2014

Beletage der Heinrich-Böll-Stiftung

Auf dem Kongress wollen wir ein neues Verständnis für das Zusammenleben der Generationen entwickeln. Mit: Dietmar Bartsch, Sarah Bosetti, Micha Brumlik*, Teresa Bücker, Georg Diez, Katrin Göring-Eckardt*, Stefan Gosepath*, Armin Laschet*, Mariam Lau, Adriana Lettrari, Bascha Mika*, Andrea Nahles*, Elisabeth Niejahr*, Jürgen Teipel u.a. Eine Kooperation mit dem Deutschen Theater. * angefragt

<http://calendar.boell.de/de/event/baustelle-neuer-generationenvertrag>

Konferenz

Cities of Migration

Mi/Fr, 4.–6. Juni 2014

Beletage der Heinrich-Böll-Stiftung und Botschaft von Kanada in Berlin

<http://2014conference.citiesofmigration.ca/>

Tagungen

Stadt beteiligt!

Wie gute Beteiligung verankert wird

Fr/Sa, 20.–21. Juni 2014

Haus der Jugend, Berlin-Wedding

Auf dem Weg zu mehr Verantwortung?

Lehren aus dem Jahrhundert der Extreme für die deutsche Außenpolitik

15. Außenpolitische Jahrestagung

Do, 19. Juni 2014, 17.00 Uhr

Beletage der Heinrich-Böll-Stiftung

Publikationen

Europa-Atlas

Daten und Fakten über den Kontinent

Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, dem European Council of Foreign Relations und Le Monde diplomatique
Berlin 2014, 50 Seiten

Fleischatlas 2014

Daten und Fakten über Tiere als Nahrungsmittel

Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung in Zusammenarbeit mit BUND und Le Monde diplomatique
Berlin 2014, 50 Seiten

Brennen ohne Kohle

Theater zwischen Niedergang und Aufbruch

Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung
Schriften zu Bildung und Kultur, Band 12
Berlin 2014, 68 Seiten

Energiewende 2.0

Aus der Nische zum Mainstream

Von Gerd Rosenkranz. Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung
Schriften zur Ökologie, Band 36
Berlin 2014, 128 Seiten

Bestellung und Download von Publikationen unter: www.boell.de/publikationen

Plakate

Fleisch – Daten und Fakten über Tiere als Nahrungsmittel

Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung
Berlin, Oktober 2013, acht farbige Plakate im Format DIN A1, 10 Euro, zzgl. Versandkosten
Zu bestellen unter www.boell.de/publikationen

Podcast

Fokus Europa – Gespräche über Politik, Kultur und die Gemeinschaft in Europa. Moderiert von Tim Pritlove
<http://fokus-europa.de/>

Blogs

russland.boellblog.org

Jens Siegert schaut hinter die alltäglichen Meldungen aus Moskau und kommentiert sie

klima-der-gerechtigkeit.boellblog.org

das Klimablog von Lili Fuhr, Arne Jungjohann und Georg Kössler

heinrichvonarabien.boellblog.org

das Blog unserer Büroleitungen im Nahen Osten und in Nordafrika. Es schreiben Bente Scheller (Beirut), Kerstin Müller (Tel Aviv), Rene Wildangel (Ramallah), Joachim Paul (Tunis)

Dossiers

<http://www.boell.de/de/ukraine>

Informationen zur Krise in der Ukraine

boell.de/de/themen/europapolitik

Dossier zu den Europawahlen und zur Zukunft Europas

gwi-boell.de/de/gleichstellung-europa

Dossier zur Geschlechterpolitik in Europa

www.boell.de/Focus-on-Hungary

englischsprachiges Dossier über die Situation in Ungarn nach der Regierungsübernahme der Rechtspopulisten im Jahr 2010

boell.de/de/world-cup-fuer-wen

WM-Dossier zur Frage von Kosten und Nutzen der Fußballweltmeisterschaft in Brasilien

Die Stiftung in Sozialen Netzwerken

Die Heinrich-Böll-Stiftung ist in verschiedenen Sozialen Netzwerken aktiv.

Werden Sie Freund oder Freundin der Stiftung auf Facebook unter www.facebook.com/boellstiftung, sehen Sie Filme und Videos bei YouTube (www.youtube.com/user/boellstiftung), Bilder bei Flickr (www.flickr.com/photos/boellstiftung), hören Sie unsere Audiofiles (www.soundcloud.com/boellstiftung) oder verfolgen Sie die aktuellen Nachrichten der Stiftung über den Kurznachrichtendienst Twitter unter www.twitter.com/boell_stiftung.

Impressum

Herausgeberin

Heinrich-Böll-Stiftung e.V.
Schumannstraße 8, 10117 Berlin

T 030–28534–0

F 030–28534–109

E thema@boell.de **W** www.boell.de/thema

Redaktion

Elisabeth Schmidt-Landenberger

Redaktionsassistentz

Susanne Dittrich

Mitarbeit

Barbara Unmüßig, Heike Löschmann
Annette Maennel (V.i.S.d.P.)

Art Direktion / Gestaltung

State, Berlin
www.s-t-a-t-e.de

Umschlagfoto

Monika Keiler
www.monika-keiler.com

Illustrationen

Martin Nicolausson
www.martinnicolausson.com

Druck

AZ Druck und Datentechnik, Allgäu u. Berlin

Papier

Inhalt: Envirotop, 100g/m² matt hochweiß, Recyclingpapier aus 100% Altpapier
Umschlag: Clarosilk, 200g/m²

Bezugsbedingungen

zu bestellen bei oben genannter Adresse

Die einzelnen Beiträge stehen unter der Creative Commons Lizenz: CC BY-NC-ND 3.0

Besser, anders, weniger!

«Die Frage nach dem guten Leben und mehr noch die Frage, warum wir eigentlich kein gutes Leben haben» (Hartmut Rosa) treibt immer mehr Menschen um und motiviert sie, nach Alternativen zu suchen. Das Unbehagen an einer Vorherrschaft der Wirtschaft, die alle Lebensbereiche dominiert, wächst stetig – nicht nur bei uns im industrialisierten Norden. Längst versuchen Menschen, ihre Arbeits- und Lebenswelt selbstbestimmter zu organisieren, sich der Wettbewerbsgesellschaft zu entziehen. Sie wollen nicht (nur) leben, um zu (lohn-)arbeiten und sich ausschließlich der Geldlogik zu verpflichten.

«Der Überdruß am Überfluß», wie jüngst der Spiegel titelte, ist nicht alleine eine Frage des Lebensstils. Es geht vielmehr darum, wie eine Wirtschaft aussieht, die dem Menschen dient und Umwelt und Natur nicht unwiederbringlich zerstört. Arbeit und Natur sind dem Markt überantwortet worden, obwohl sie eigentlich keine Waren sind; sie wurden dazu gemacht. Produktion und Reproduktion werden getrennt und ihr Wert auf den Tausch- oder Geldwert reduziert. Der Ökonomiebegriff ist seiner ursprünglichen Bedeutung vom Wissen um das Haushalten im Ganzen (griech. oikos) beraubt und von unserer Lebenswelt und den Ökosystemen entkoppelt. Das war schon die Grundthese von Karl Polanyi, dem Vordenker der «Großen Transformation», die das Gleichgewicht von Wirtschaft und Gesellschaft neu zu bestimmen versucht. Die «Große Transformation», wie sie Polanyi verstanden hat, will die Dominanz der Wirtschaft in der Gesellschaft zurückdrängen und sie wieder an soziale Beziehungen und die Ökosysteme anbinden. Nicht alle, die sich des Begriffs bedienen, verbinden damit diese grundsätzliche Perspektive.

Die Suche nach Alternativen zum Wachstumsdogma ist ein alte. Sie bekommt jedoch durch die Klima-, Finanz- oder Armutskrisen neuen Schub. Mehr denn je wachsen weltweit zahlreiche gesellschaftliche Laboratorien, entstehen neue Konzepte. Die Heinrich-Böll-Stiftung unterstützt und begleitet seit vielen Jahren diese vielfältigen gesellschaftlichen und theoretischen Prozesse des Suchens: für einen Wohlstand ohne Wachstum, für das Gute Leben, für eine Ökonomie des Teilens, für die Wiederaneignung der Gemeinschaftsgüter. Dieses Heft erzählt Geschichten eines anderen, bürgergetragenen Wirtschaftens, einer Wirtschaft der Solidarität und Selbstbestimmung. Es bietet auch Analysen, wo diese Ansätze zu kurz greifen. Wie sind diese Versuchslabore einzuordnen? Welche Visionen verfolgen sie? Sind sie zur Nachahmung zu empfehlen? Wir nehmen Beispiele aus der «realen» wie der «digitalen» Welt in den Blick, also auch solche, die ohne die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien nicht denkbar wären.

Gutes Leben bedeutet, Übermaß und Überdehnung zurückzunehmen. Besser, anders, weniger – so könnte das Leitmotiv für eine Transformation unseres Wirtschaftssystems, für mehr Lebensqualität lauten. Lassen Sie sich anstecken – von den neuen Ideen und den vielfältigen Projekten für ein Gutes Leben jenseits des Zwangs nach immer mehr Wachstum. ■■■



Barbara Unmüßig

Mitglied des Vorstands der
Heinrich-Böll-Stiftung

Inhalt

Einleitung

- 1 **Besser, anders, weniger** — das Leitmotiv für eine neue Lebensqualität.
Editorial von Barbara Unmüßig

- 3 **Hinein ins volle Menschenleben**
Die Neuen Ökonomien wollen die Welt gestalten – und zwar von innen heraus.
Ein Essay von Silja Graupe

- 6 **Vom Kopf wieder auf die Füße** — die große Chance, Wirtschaften neu zu entdecken.
Einleitung von Heike Löschmann

- 7 **Die Wiederentdeckung der Gemeinschaft**
Der Anthropologe Christoph Wulf erklärt, warum es höchste Zeit dafür ist.
Interview: Elisabeth Schmidt

Die Modelle

- 9 **Die Gemeinwohl-Ökonomie** — wenn ethisches Verhalten belohnt wird. *Von Christian Felber*

- 10 **Postwachstum** — anderes produzieren, nutzen, konsumieren. *Von Barbara Muraca*

- 11 **Solidarische Ökonomie** — schmackhafte Zutaten für ein «Gutes Leben». *Von Dagmar Embshoff*

- 12 **Shareconomy** — Abschied vom Kampf ums größte Stück. *Von Thomas Dönnebrink*

- 13 **Commonsbasierte Peer-Produktion** — robust, langlebig, vielseitig nutzbar.
Von Michael Bauwens

Die Projekte

- 15 **Alles eine Frage der Balance** — In einem Dorf in Baden-Württemberg versuchen 125 Menschen, mit Geld etwas anders umzugehen.
Von Johannes Gernert

- 18 **«Wer sagt, dass wir Geld brauchen?»**
Der Berliner Designer Van Bo Le Mentzel verschenkt Baupläne für Möbel und Häuser und will dafür gute Geschichten hören.
Interview: Heike Blümner

- 20 **«Ich war seit 25 Jahren nicht mehr einkaufen»**
Wolfgang Stränz lässt sich alle Lebensmittel vom Buschberghof bei Hamburg liefern – und bezahlt dafür im Voraus.
Von Daniil Kushnerovich

- 23 **Land für alle(s)**
Der französische Verein Terre de Liens kauft Boden auf, um ihn der Spekulation zu entziehen.
Von Silke Helfrich

- 24 **Alle(s) unter einem Dach**
Der deutsche Verein FreiRaum rettet Häuser in der Stadt.
Von den «Dranbleibern»

- 26 **Das Glück bekommt ein Ministerium ...**
und viele andere gute Neuigkeiten.
Gesammelt von Friedrich Landenberger

In der Wissenschaft

- 28 **Die Vision einer neuen Lehre**
Die Cusanus-Hochschule in Gründung in Bernkastel-Kues möchte Bildung als Commons, als Gemeingut leben. *Von Silja Graupe, Harald Schwaetzer und Harald Spehl*

- 31 **«Die Welt in einem Kleid aus Mathematik»**
Das Netzwerk Plurale Ökonomik wünscht sich, dass die Wirtschaftswissenschaft noch anderes lehrt: zum Beispiel Philosophie und Geschichte.
Interview: Florian Rommel

Neue Technologien

- 32 **Fit für ein zweites Leben**
Technische Produkte sind nicht schicksalhaft da, sondern werden von Menschen gemacht. Welche brauchen wir eigentlich und welche nicht?
Von Andrea Vetter

- 34 **Carla, die Große**
In einer Freiburger Garage basteln fünf Jungs an einem Fahrradanhänger, mit dem man bis zu 300 Kilo Fracht transportieren kann.
Von Karin Bundschuh

- 36 **Druck raus, Lust rein**
Auch auf dem Land entstehen offene Technologielabore. Aus dem Otelo Ottensheim sind schon mehrere Start-ups hervorgegangen. *Von Brigitte Kratzwald*

- 37 **Keine Angst vor Bohrer und Hammer**
Natalie Rzehak von der Berliner Projektwerkstatt «Low-Tech-Bauraum» will den Blick für Dinge schärfen, die man selber machen kann.
Interview: Andrea Vetter

Ausblick

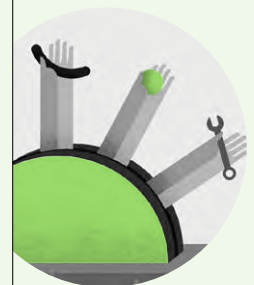
- 38 **Keine glatten Wege**
Eine andere Welt ist möglich, aber nicht schon morgen. Transformation geht anders.
Ein Plädoyer von Friederike Habermann

Zu guter Letzt

- 39 **Das Glossar** — von C wie Commons bis zu S wie Solidarische Ökonomie. *Von Jaana Prüss*



→ S.20 Anders einkaufen – der Buschberghof in Hamburg



→ S.32 Anders bauen – neue Technologien

Inhalt

- 1 Einleitung
- 9 Die Modelle
- 15 Die Projekte
- 28 In der Wissenschaft
- 32 Neue Technologien
- 38 Ausblick
- 40 Zu guter Letzt

Einleitung

Die derzeitige Wirtschaftswissenschaft lehrt, die Welt aus einer mitleidslosen Distanz heraus zu betrachten. Nichts fasziniert sie mehr als die Vorstellung, sie von außen steuern zu können. Die Neuen Ökonomien wollen genau das Gegenteil: Sie wollen die Welt gestalten. Und zwar von innen heraus.

Hinein ins volle Menschenleben

Ein Essay von **Silja Graupe**

Wie können wir angesichts schwerer Wirtschafts-, Finanz- und Gesellschaftskrisen sowie einer zunehmenden Ökonomisierung der Lebenswelten alternative Formen des Wirtschaftens entwickeln? Eine Voraussetzung hierfür ist ein tiefenscharfer Blick auf den Begriff der «Ökonomie». Dieser hat zwei Bedeutungen: Zum einen meint er die wirtschaftliche Praxis, zum anderen die Lehre von dieser Praxis, das heißt die Wirtschaftswissenschaften. So gesehen stellen uns die «Ökonomien des Gemeinsamen» vor eine doppelte Herausforderung: Sie mahnen sowohl ein neues wirtschaftliches Denken als auch Handeln an. Wenden wir uns zunächst Ersterem zu. Tatsächlich verweisen die Ökonomien des Gemeinsamen auf die Notwendigkeit eines fundamentalen Umdenkens, das bis tief in die Schichten des scheinbar Selbstverständlichen und Unhinterfragten rührt. Sie bezeichnen nicht einfach nur einen neuen Gegenstand – etwa ein Stück Weideland –, den es weiterhin durch unsere herkömmliche «geistige Brille» zu betrachten gelte. Vielmehr verweisen sie auf grundsätzlich andere Formen des Erkennens.

Das moderne Wirtschaftsverständnis trennt die Wissenschaft von der realen Welt

Um dieser Andersartigkeit ein wenig tiefer auf den Grund zu gehen, möchte ich die Ökonomien des Gemeinsamen mit dem modernen Wissenschaftsverständnis vergleichen. Kurz gesagt geht dieses davon aus, dass wir uns von der Welt distanzieren

müssen, um sie zu erfassen. Ob in der Natur- oder Sozialwissenschaft: Stets sollen wir erklären, was dort drüben und damit vermeintlich unabhängig von uns geschieht. Mehr noch: Oft fordert die moderne Wissenschaft von uns, sich gänzlich von allen Alltagserfahrungen ab- und einer reinen Scheinwelt von Theorien und Modellen zuzuwenden. Hierfür schult sie unsere «Werkzeuge des Denkens» zunächst an der reinen Mathematik. Erst in einem zweiten Schritt dürfen wir uns dann der Betrachtung der Welt widmen. So aber verlieren wir den Bezug zu etwas, was der Philosoph und Soziologe Alfred Schütz treffend das «Hier in der Sozialwelt» nennt. «Der Mensch betrachtet sich im täglichen Leben als Mittelpunkt der Sozialwelt [...]. Der Sozialwissenschaftler löst sich aber von seiner biographischen Situation in der Sozialwelt mit dem Entschluss, die desinteressierte Stellung des wissenschaftlichen Beobachters einzunehmen.» «Er schaut auf die Sozialwelt mit demselben kühlen Gleichmut, mit dem der Naturwissenschaftler die Ereignisse in seinem Laboratorium verfolgt.»

Die egoistischen Wesen existieren nur in der Imagination des Ökonomen

Insbesondere die Wirtschaftswissenschaft lehrt weltweit Millionen Studierende, allein aus dieser mitleidslosen Distanz die Welt zu beschreiben. Ein Beispiel ist die vielzitierte «Tragik der Allmenden»: Teilen sich viele Individuen gemeinsam eine frei verfügbare, aber begrenzte Ressource, so heißt es, dann übernutzen sie diese und schaden damit am



Einleitung

Ende allen. Was oft übersehen wird, ist die Tatsache, dass der Ursprung dieser Geschichte gerade nicht in unserer Erfahrungswelt liegt. Die egoistischen Hirten, von denen die Rede ist, sind keine realen Wesen, sondern entspringen der Imagination des Ökonomen. Sie sind, um erneut Schütz zu zitieren, «in eine Situation gesetzt worden, die nicht von ihnen, sondern von ihrem Schöpfer, dem Sozialwissenschaftler, definiert wurde. Er hat diese Figuren, die Homunculi, geschaffen, um sie nach seinen Vorstellungen manipulieren zu können.» Kurz: Die «Tragik der Allmende» zwingt, sich eine Welt vorzustellen, als ob es nur egoistische Individuen gäbe. Sodann sollen wir allein mit diesem geistigen Werkzeug bewaffnet reale Lebenswelten beschreiben – unabhängig davon, ob Menschen dort tatsächlich egoistisch sind oder nicht.

Die herkömmliche Wirtschaftswissenschaft ist also eine Ökonomie der Trennung. Sie trennt die Theorie von der Praxis und den Wissenschaftler von der realen Welt. Vor diesem Hintergrund lässt sich erah-

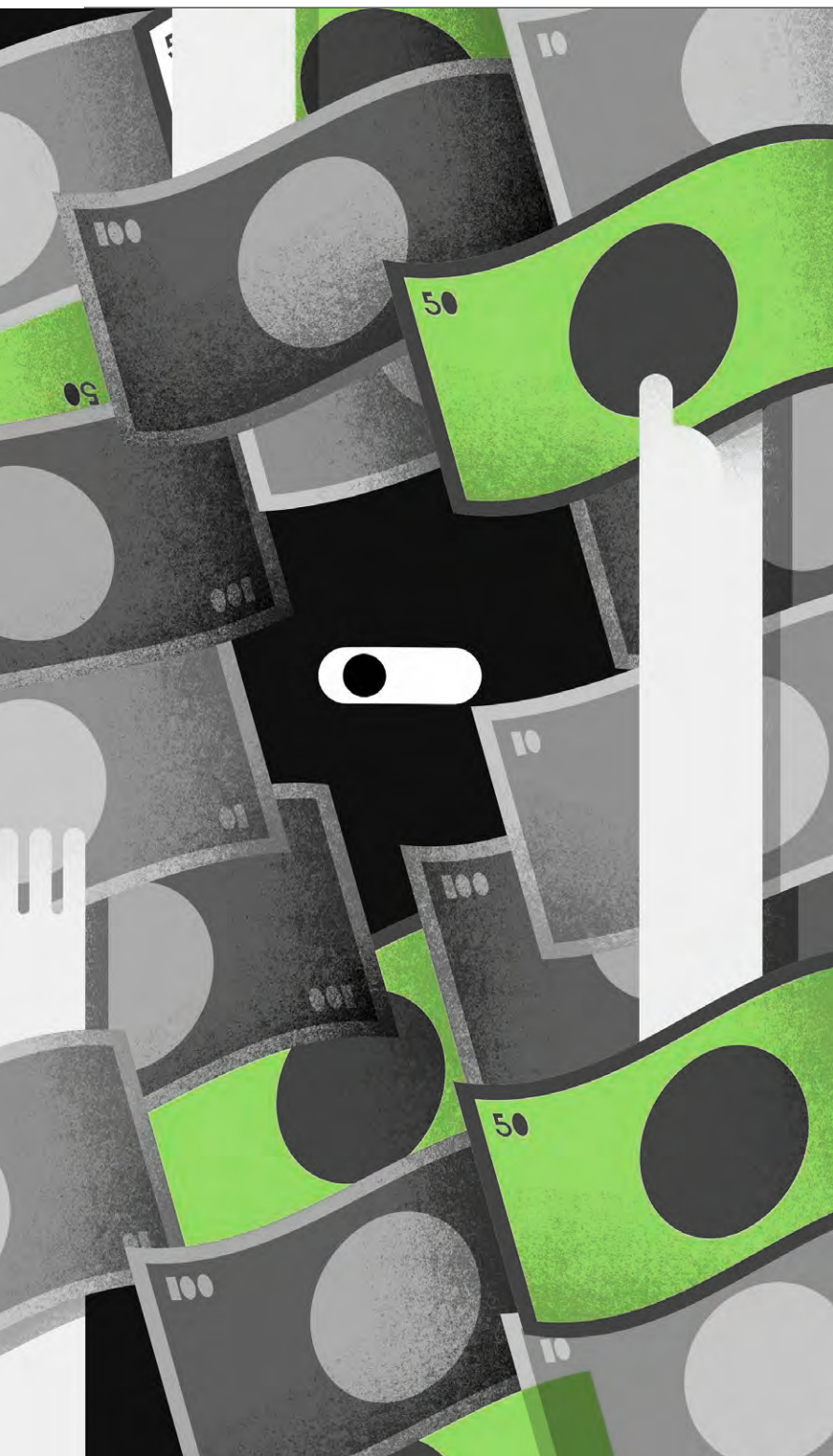
«Wie können wir wieder lernen, gemeinsam mit Menschen zu forschen, statt nur über sie?»

nen, was die Ökonomien des Gemeinsamen bahnbrechend Neues zu bedeuten vermögen. Denn statt zur Distanz fordern sie zu Nähe und Teilhabe auf. Sie wollen uns lehren, inmitten und nicht außerhalb der Welt, die uns alltäglich umgibt, nach Erkenntnis zu streben. Wie lernen wir, mit anderen Menschen statt einfach nur über Modelle von ihnen zu forschen? Wie können wir Natürlichem und Menschlichem «hinter» all den Statistiken, Zahlen und Modellen (wieder) begegnen und sie wirklich kennenlernen?

Schauen wir nun auf die praktische Seite der Ökonomien des Gemeinsamen. Auch hier lohnt wieder der Vergleich mit der modernen Wissenschaft. Wie gesagt, nimmt diese ihren Ausgang in der reinen Welt der Mathematik. Doch bleibt sie keineswegs im Elfenbeinturm gefangen. Vielmehr tritt insbesondere der Wissenschaftler immer wieder aus diesem Turm hinaus, um die Welt nach den Maßstäben seiner Modelle und Apparaturen zu vermessen und zu bewerten. Im Experiment zwingt er die Natur in ihr fremde Situationen. Sie soll ihm auf seine Fragen antworten, nicht aber umgekehrt ihre eigenen stellen können. Und mehr noch: In der modernen Technik erschaffen wir Realitäten, die sich an den abstrakten Modellwelten orientieren. Wir gestalten die Welt nach den bloß rationalen Maßstäben der Wissenschaft um; eine maschinelle Welt entsteht.



Essay



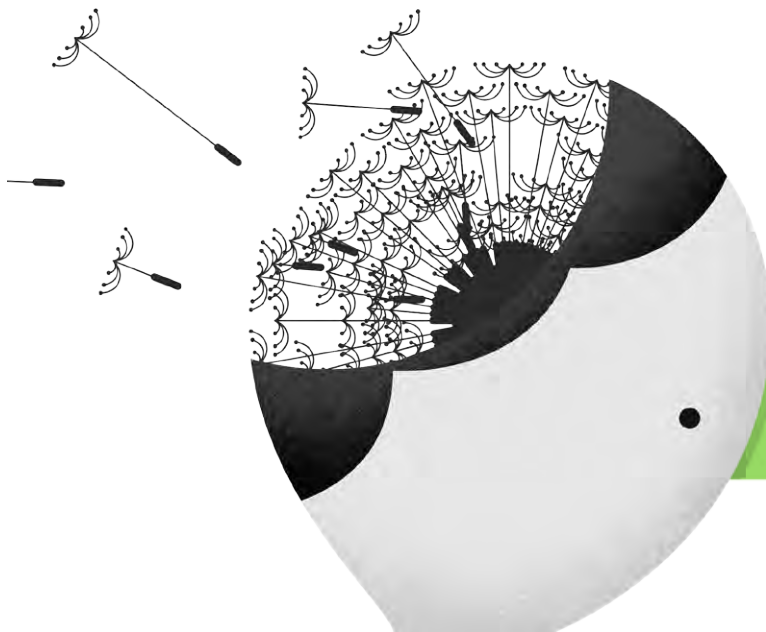
Im Supermarkt folgen wir Regeln, die wir weder kennen noch beeinflussen können

Kaum etwas hat Ökonomen mehr fasziniert als diese Vorstellung: nicht nur die Natur, sondern auch die Sozialwelt wie ein Ingenieur von außen beherrschen und steuern zu können. Ganz gleich, ob die Rede von «Marktmechanismen» oder «Marktgesetzen» ist: Stets meinen sie, unser wirtschaftliches Zusammenleben könne Regeln unterworfen werden, die nicht die Akteure selbst, sondern eine «unsichtbare Hand» von außen bestimmt. Mit einiger Übung lässt sich entdecken, wie immer mehr Bereiche unseres Alltags nach diesem Vorbild umgestaltet werden – so etwa die Supermärkte, in denen wir längst gewöhnt sind, mit niemandem persönlich zu kommunizieren, sondern unbewusst Regeln und Preissignalen zu folgen, deren Entstehung wir weder kennen noch beeinflussen können. Oder aber im Internet, wo wir zwar zwischen endlos vielen Dingen wählen, aber nicht mehr die Regeln und Voraussetzungen durchschauen können, nach denen wir unsere Wahl zu treffen haben.

Die herkömmliche Ökonomie impliziert Formen absoluter Handlungsmacht, die wie die zwei Seiten einer Medaille zugleich Allmacht und Ohnmacht umfassen. Die Allmacht spüren wir, solange wir uns auf der Seite der Sozialingenieure und Spielleiter wähnen. Hier meinen wir, gleichsam am Reißbrett vermeintliche Lösungen für die Probleme unserer Zeit entwerfen und der Welt vorschreiben zu können. Das Gefühl der Ohnmacht hingegen überkommt uns, wenn wir bemerken, wie wir im Rahmen dieser Vorschriften zu Rädchen im Getriebe verkommen und nur noch Regeln befolgen und Anreize hinterherlaufen können, ohne doch deren eigentliche Quelle zu kennen und sie zu beeinflussen vermögen. Vor diesem Hintergrund zeichnet sich erneut das Revolutionäre an den Ökonomien des Gemeinsamen ab: In der Praxis verweisen sie auf Formen wirtschaftlichen Zusammenlebens, die nicht von blindem Regelgehorsam, sondern von der Freiheit und Verantwortung zu wechselseitiger Gestaltung gekennzeichnet sind. Sie beschreiben Situationen, in denen nicht Einzelne die Welt von außen manipulieren und steuern können, sondern alle gemeinsam ihr Zusammenleben von innen heraus gestalten und situativ die Regeln ihres Zusammenlebens bestimmen können. Damit eröffnen sie nicht nur eine neue perspektivische Vielfalt für die Wirtschaft, sondern ermöglichen zugleich vielerlei Formen aktiver Teilhabe am wirtschaftlichen Zusammenleben. ■■■

Prof. Dr. Silja Graupe ist Professorin für Ökonomie und Philosophie und Mitglied des Präsidiums der Cusanus-Hochschule in Gründung in Bernkastel-Kues. Einige ihrer Forschungsschwerpunkte sind die Kritik des ökonomischen Mainstreams, die Neuorientierung der ökonomischen Bildung sowie die japanische und interkulturelle Philosophie.

→ www.silja-graupe.de



Auch wenn die Ökonomien des Gemeinsamen heute noch nicht auf alle Fragen eine Antwort haben, eins ist gewiss: Sie entstehen in vielfältigen Projekten überall auf der Welt. Und ihr Wachstum ist nicht mehr aufzuhalten!

Vom Kopf wieder auf die Füße

Von Heike Löschmann

Das Vertrauen in die Politik, Krisen als Chance für qualitativ Neues zu nutzen, ist nachhaltig erschüttert, und nationale Einzelinteressen blockieren internationale Kooperation und Krisenlösungen.

So drängt sich nicht nur die Frage auf, was nationale Politik notfalls im Alleingang umsetzen muss, sondern auch, wie Menschen selbst ihr Leben neu gestalten, dabei andere zum Nachahmen ermuntern und die Politik zum Umsteuern bewegen können.

Deutschlands Atomausstieg und ein ambitioniertes Programm zum Ausbau der erneuerbaren Energien stehen als Beispiele für einen nationalen Alleingang. Sie werden zum Testfall dafür, ob und wie es einem Industrieland gelingen kann, aus dem fossilen Modell auszusteigen, ohne an Wohlstand zu verlieren und die «Dritte Industrielle Revolution» (Jeremy Rifkin 2011) einzuläuten. Rifkin charakterisiert sie als die Synergie des Dreiklangs aus Internet, einer neuen Matrix erneuerbarer Energien und der Neuordnung bisher vertikal und zentral organisierter Sozialbeziehungen als «Peer to Peer-Beziehungen». Diese Kombination ermögliche eine neue Produktionsweise: dezentralisierte Produktion unter Gleichen, Peerökonomie.

Die Trennung von Produzenten und Konsumenten wird aufgehoben

Nun legt Jeremy Rifkin nach. Gerade erschien «Zero Marginal Cost Society» (Gesellschaft ohne Grenzkosten). In dem Buch beschreibt er, wie die Ökonomien des Gemeinsamen gelingen können, wie das «Internet der Dinge» jene Zusatzkosten, die für die Herstellung einer zusätzlichen Einheit eines Produktes entstehen – man nennt sie Grenzkosten – gegen null tendieren lässt. Er verbindet damit einen enormen Bedeutungszuwachs des gemeinnützigen Sektors und der Zivilgesellschaft, den Aufstieg der «Collaborative Commons» und einer Wirtschaftsweise, in der sich die Trennung zwischen Produzenten und Konsumenten im Prosumenten verliert. Letztere können etwa mit 3-D-Drucktechnologie produzieren, was sie wirklich brauchen, oder selbst reparieren, was sich nach der Logik des Marktes nicht zu reparieren lohnt.

Er verweist auf ein Paradoxon, das den Kapitalismus zunächst als konkurrenzlos erscheinen ließ, nun aber seinen Niedergang als das vorherrschende System andeutet: Konkurrenz und Preiskampf waren bisher wesensimmanent. Wenn aber die Grenzkosten durch das Zusammenspiel neuer technologischer und sozialer Infrastrukturen so reduziert werden, dass Güter und Dienstleistungen in Hülle und Fülle zur Verfügung stehen (könnten), dann entziehen sie sich damit traditionellen Kräften des Marktes. Die alten Fragen aber bleiben: Wem gehören Grund und Boden? Wer kontrolliert die Infrastruktur und die Produktionsmittel? Wer treibt die Produktivkräfte voran und in wessen Interesse? Die alten, neuen

Interview

Formen der Ökonomien des Gemeinsamen brauchen Schutz und einen Rechtsrahmen, in dem sie gedeihen können. Wie immer in der Geschichte ringen Alt und Neu gegen und für den Raumgewinn der neuen Ordnung. Und deshalb sind wir Zeitzeugen der Zuspitzung des Kampfes um Marktanteile, den Zugang zu Ressourcen und Machtkonzentration.

Geschäftsmodelle auf Basis des Teilens entwickeln sich zu einer echten Konkurrenz

Aber der grundsätzliche Trend ist unumkehrbar, nämlich, dass ein hybrides System von Kapitalismus und den Ökonomien des Gemeinsamen entsteht. Denn wenn er sich bei einer zunehmenden Anzahl von Gütern und Dienstleistungen durchsetzt, dann werden Geschäftsmodelle auf Basis des Teilens wie Car-sharing oder Airbnb, aber auch offene Universitäten und internetbasierte Lernangebote sowohl mit als auch ohne Profitorientierung immer konkurrenzfähiger. In diesen Entwicklungen sieht Rifkin einen «Aufstieg des Antikapitalismus». Er vollzieht sich noch eine Weile im alten System. Ob das Wachstum der nicht auf Profit orientierten Wirtschaft zu einer Ablösung des Kapitalismus führen kann, wird sich zeigen. Die Transformation aber ist losgetreten und unaufhaltbar.

Auch deshalb, weil immer weniger Menschen einer Erwerbsarbeit nach den heute noch dominierenden Modellen nachgehen werden. Noch ist sie aber die alleinige Berechnungsgrundlage für das Bruttosozialprodukt. Privat organisierte Reproduktionsarbeit wird nicht mit berechnet, denn sie entzieht sich der kapitalistischen Wertschöpfungs- und Gewinnlogik. Auch lassen sich die Grenzkosten hier kaum senken: Man kann einen Kranken, Alten oder ein Baby nicht schneller füttern oder pflegen. Der sogenannte CARE-Bereich wird aus makroökonomischen Betrachtungen ausgeklammert. Das ist auch bei vielen Vertreterinnen und Vertretern der Ökonomien des Gemeinsamen nicht anders. Dennoch liegt im Bedeutungsgewinn gemeinnütziger Wirtschaftsorganisation eine große Chance, die Ausgrenzung des Reproduktiven zu überwinden. Die Wirtschaft käme wieder vom Kopf auf die Füße.

Auch wenn noch viele politische und theoretische Fragen offen bleiben, wir müssen loslegen und Neues wachsen und reifen lassen. Denn gesellschaftliche Innovation entsteht in und aus der Praxis.

Wem all das noch zu abstrakt oder zu visionär ist, der kann sich in diesem Heft einen Überblick verschaffen über sehr verschiedene Ansätze bürgergeratenen Wirtschaftens aus dem Hier und Heute. ■■

Dr. Heike Löschmann ist Referentin für Internationale Politik in der Auslandsabteilung der Heinrich-Böll-Stiftung. Sie arbeitet aus einer globalen entwicklungspolitischen Perspektive zu den Commons.

Menschen sind soziale Wesen, sie brauchen einander, um zu überleben und sich weiterzuentwickeln. Höchste Zeit, sagt der Anthropologe Christoph Wulf, dass sie sich wieder an das erinnern, was sie vielleicht schon einmal besser konnten.

Die Wiederentdeckung der Gemeinschaft

Interview: **Elisabeth Schmidt**

Elisabeth Schmidt: Teilen, tauschen, schenken – in der Geschichte des Menschen spielen die Schlüsselbegriffe der «Ökonomien des Gemeinsamen» ja schon sehr früh eine Rolle...

Christoph Wulf: Zunächst einmal zum Begriff der «Ökonomie des Gemeinsamen», der ja oft gebraucht wird: Der ist im Grunde, wie der Berliner sagen würde: doppelt gemoppelt. Das griechische Oikos bedeutet bereits Hausgemeinschaft, das heißt, die Mitglieder sorgen gemeinsam dafür, dass alles da ist, was sie zum Leben brauchen. Ohne Tausch kann das nicht funktionieren, keine Gemeinschaft hat alles, was sie zum Leben braucht. Tausch, Gemeinschaft, soziale Beziehungen – das alles steckt also bereits in dem Begriff Ökonomie.

Das heißt, die ursprünglichen Formen des Wirtschaftens sind eine wichtige Voraussetzung, dass Gemeinschaften überhaupt entstehen können?

Ja, und ich denke, gerade das ist für viele heute ein Motiv, sich zu engagieren und zu sagen: Unsere heutige Art des Wirtschaftens trägt bei vielen Menschen nicht zu einem erfüllten Leben bei, im Gegenteil, wir werden zu Einzelgängern, die alle mehr oder weniger ihre eigenen Interessen verfolgen. Das ist ein ganz wichtiger Punkt: Das Ökonomische im ursprünglichen Sinne zielt ja gerade auf das Wohlbefinden des Menschen. Dazu gehört nicht nur, dass wir alles haben, was wir zum Leben benötigen. Wir sind soziale Wesen, wir müssen uns als Menschen erzeugen und entwickeln, und dafür brauchen wir andere Menschen und die Gemeinschaft mit ihnen. Es geht gar nicht anders.

Wie muss denn ein Tausch aussehen, damit er gelingt?

Geben, annehmen, zurückgeben – es ist dieser Dreiklang, der Gemeinschaften langfristig ihr Überleben sichert. In frühgeschichtlichen, patriarchalisch organisierten Kulturen gab es bekanntlich den



Einleitung



«Das wird eine der großen Herausforderungen für die Neuen Ökonomien: zu verhindern, dass nicht auch in ihnen schnell wieder Gewinnstreben, Sucht nach Nutzen und Verwertbarkeit ins Zentrum rücken.»

Christoph Wulf ist Professor für Anthropologie und Erziehung an der Freien Universität Berlin mit Arbeitsschwerpunkten u. a. in der historisch-kulturellen Anthropologie, der Pädagogischen Anthropologie, der Performativitäts- und Ritualforschung. Er ist zudem Vizepräsident der Deutschen UNESCO-Kommission.

Elisabeth Schmidt, Historikerin und Germanistin, arbeitet als Dozentin in der Aus- und Fortbildung von Journalisten, als Textcoach für nationale Magazine und Zeitungen und als Redakteurin, unter anderem für das *Böll.Thema*.

sogenannten Frauentausch, Frauen wechselten die Gemeinschaften, um deren Fortbestand zu sichern, dann den Warentausch, also etwa Salz gegen Früchte, um die Ernährung sicherzustellen, und schließlich den Waffentausch, um die Gemeinschaft zu verteidigen. Gut begreift man die Bedeutung des Tauschens an historischen Beispielen, bei denen bewusst ein Ungleichgewicht in diesem Prozess hergestellt wurde. Bekannt ist zum Beispiel der Potlatch bei den Tlingit und Kwakiutl an der Nordküste Amerikas, bei dem sich diese Gemeinschaften in einem monströsen Wettkampf beim Geben wechselseitig zu übertreffen versuchten, bis eine Gemeinschaft in diesem ruinösen Wettkampf scheinbarer Großzügigkeit unterliegt und aufgibt. Die gewinnende Gemeinschaft demonstriert so ihre Überlegenheit und Macht.

Wenn Menschen heute Dinge verschenken – ihr Wissen, ihre Fertigkeiten, ihre Produkte ... brechen sie damit nicht die Regeln des Tausches und stellen so auch ein Ungleichgewicht her?

Auch sie erwarten, dass sie später einmal etwas zurückbekommen. Nur muss es nicht unbedingt etwas Materielles sein. Da hat sich einiges verändert. Untersuchungen zeigen, dass sich bei vielen Menschen die Indikatoren für gutes Leben stark vom materiellen Wohlstand wegbewegt haben. Werte wie Nachhaltigkeit, soziale Bindungen, persönliche Wertschätzung und viele andere rücken deutlich in den Vordergrund. Wenn einer also umsonst Lehrfilme ins Netz stellt und dafür Anerkennung bekommt, wenn einer Möbel verschenkt und sich dafür zeigen lässt, wie sein Computer repariert wird, kann das im Verständnis vieler Menschen durchaus ein gelungener Tausch sein.

Die Neuen Ökonomien kommen also gerade zur rechten Zeit?

Mir scheint, dass viele Menschen heute die fundamentale Bedeutung des Sozialen wiederentdecken. Die historisch bedingte Entdeckung und Fokussierung des Individuums, die mit vielen großartigen Leistungen verbunden war, hat gleichzeitig zu einer Überbetonung des Einzelnen geführt, die jetzt eine

Gegenbewegung ausgelöst hat. Die positiven Seiten gemeinsamer Rituale werden wiederentdeckt, man erkennt, dass eine Gemeinschaft stark ist, wenn alle an ihrer Bildung teilhaben; der sorgsame Umgang mit den Ressourcen rückt in den Vordergrund, auch, um mit allen Menschen eine gewisse Lebensqualität teilen zu können.

Der Kapitalismus hat Handeln und Denken tief geprägt – haben die Neuen Ökonomien eine Chance?

Im Kapitalismus hat sich das Verhältnis des Tauschens von Gleich zu Gleich bekanntlich dahingehend verändert, dass ich etwas gebe, also verkaufe, mit dem Ziel, Gewinn zu machen. Da geht es eben nicht mehr um die unmittelbare Befriedigung von Bedürfnissen, sondern um Gewinne und damit gesellschaftlichen Machtzuwachs, oft auf Kosten anderer Menschen und der Umwelt. Offenbar sind wir gerade an einem Punkt, an dem sich viele überlegen, wie lange wir so noch weiter wirtschaften können. Ob wir umdenken können, das wird – wie immer – davon abhängen, inwieweit Einsicht das Handeln bestimmen wird.

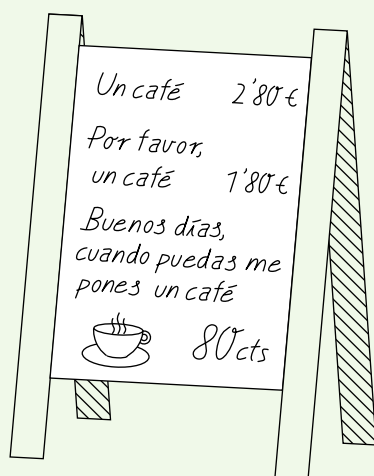
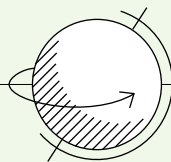
Mit dem Tauschen und Teilen lassen sich auch gute Gewinne machen, wie Beispiele aus der Shareconomy zeigen.

Das wird eine der großen Herausforderungen für die Neuen Ökonomien: zu verhindern, dass nicht auch in ihnen schnell wieder Gewinnstreben, Sucht nach Nutzen und Verwertbarkeit ins Zentrum rücken.

Was teilen oder tauschen Sie?

Ich teile mein Auto. Und ich versuche, die Dinge zu achten und sie nicht einfach wegzuerwerfen. Nehmen Sie einen Stuhl, er kann unendlich viel über die Geschichte der Menschen erzählen, an der wir wieder teilhaben, wenn wir achtsam mit ihm umgehen. Ein alter Sessel meiner Eltern, der viele Jahre rumstand, erlebt gerade eine Renaissance. Meine Tochter hat ihn komplett umgestaltet; jetzt hat er wieder eine Funktion. Wunderbar. ■■■

Die Modelle



Die Gemeinwohl-Ökonomie

Von **Christian Felber**

Ein Dutzend österreichischer Unternehmerinnen und Unternehmer hat vor drei Jahren die Wirtschaftsreformbewegung Gemeinwohl-Ökonomie ins Leben gerufen. Sie sind mit der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung unzufrieden, sie empfinden, dass sie Wettbewerbsnachteile erleiden, wenn sie sich ethisch verhalten.

Was verbirgt sich hinter dem Begriff Gemeinwohl-Ökonomie? Sie ist zum einen eine vollettische Marktwirtschaft, welche die Grundwerte Menschenwürde, Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit, Solidarität und Demokratie verbindlich in den Rechtsrahmen für die Wirtschaft einbaut. Zum anderen ist sie eine wirklich liberale Marktwirtschaft im Unterschied zur gegenwärtigen kapitalistischen und tendenziell illiberalen: Je kapitalistischer die Marktwirtschaft ist, desto stärker ist die Freiheit gefährdet.

Die tragenden Säulen der Gemeinwohl-Ökonomie sind keinesfalls neu, sondern sie passen die Wirtschaftsordnung den Zielen und Werten der Verfassungen demokratischer Staaten an: Geld, Gewinn und Kapital werden vom Zweck zu Mitteln des Wirtschaftens. Es gibt derzeit keine Verfassung, die besagt, dass Geld oder die Mehrung des Kapitals der Zweck des Wirtschaftens seien. Vielmehr heißt es zum Beispiel in der bayrischen Verfassung: «Die gesamte wirtschaft-

liche Tätigkeit dient dem Gemeinwohl.» (Art. 151) Das Grundgesetz sieht vor, dass Eigentum verpflichtet und sein Gebrauch zugleich dem Wohl der Allgemeinheit dienen soll (Art. 14).

Die Bürgerinnen und Bürger definieren den Erfolg einer Volkswirtschaft

Die reale Wirtschaft benennt gar kein Ziel für das Gemeinwohl. Das Bruttoninlandsprodukt (Volkswirtschaft) und der Finanzgewinn (Betriebswirtschaft) messen nur die Mittel, sie sagen nichts Verlässliches darüber aus, was genau sie für wen erreichen wollen. Das «Gemeinwohl-Produkt» hingegen würde zum Beispiel 20 Indikatoren für Lebensqualität aufstellen und bewerten (von Gesundheit und Bildung über Ökologie und Demokratie bis Sicherheit und Solidarität) und damit den «Erfolg» einer Volkswirtschaft. Die Indikatoren könnten die Bürgerinnen und Bürger in kommunalen Prozessen selbst definieren.

Der «Erfolg» eines Unternehmens würde also anhand seines Beitrags zum Gemeinwohl gemessen: Wie sinnvoll ist das Produkt? Wie ökologisch wird produziert? Wie human sind die Arbeitsbedingungen? Sind Frauen und Männer gleichgestellt? Werden die Erträge gerecht verteilt? Wer trifft die Entscheidungen?

Jedes Unternehmen kann maximal 1000 Punkte erreichen. Das Ergebnis könnte in einer «Gemeinwohl-Ampel» auf allen Produkten und Dienstleistungen zu sehen sein, um den Konsumentinnen und Konsumenten die Kaufentscheidung zu erleichtern. Und: Je besser das Gemeinwohl-Bilanz-Ergebnis eines Unternehmens, desto mehr rechtliche Vorteile erhält es, zum Beispiel: niedrigere Steuern, Zölle, Zinsen oder Vorrang beim öffentlichen Einkauf. Mithilfe dieser marktwirtschaftlichen Anreize würden die ethischen Produkte preisgünstiger als die unethischen. Und die «Gesetze» des Marktes würden endlich mit den Werten der Gesellschaft übereinstimmen.

Ethisches Wirtschaften könnte auch rentabel werden

Wenn sich die Rahmenbedingungen in dieser Weise verändern, wird ethisches Wirtschaften – vom Biolandbau und erneuerbare Energien über fairen Handel bis zum Genossenschaftsbanking – auch rentabel und generalisierbar werden. Zudem würden Selbstversorgung und Geschenkökonomie gestärkt, weil sich die Erwerbsarbeits-

zeit in Richtung einer 20-Stunden-Woche verkürzt. Dadurch lässt sich auch der ökologische Fußabdruck auf ein global nachhaltiges Maß reduzieren.

In den Gemeinwohl-Gemeinden werden «Kommunale Wirtschaftskonvente» organisiert, in denen die Bevölkerung die Wirtschaftsordnung von morgen designt: Gemeinschaftsgüter (zum Beispiel Saatgut oder Software) könnten rechtlich gegenüber (großem) Privateigentum bevorzugt, öffentliches Eigentum demokratisiert wer-

88 Prozent der Deutschen und 90 Prozent der Österreicherinnen und Österreicher wünschen sich eine Wirtschaftsordnung, die ethisches Verhalten zum Wohle aller belohnt. Nach drei Jahren tragen mehr als 1500 Unternehmen aus 30 Staaten die sogenannte Gemeinwohl-Ökonomie, immer mehr Gemeinden schließen sich an.

den (Bahn, Gesundheitseinrichtungen, Geldinfrastruktur). Ob die Kinderbetreuung so wie die Pflege und die Krankenbetreuung zu einem öffentlichen Gut wird, könnte ebenso demokratisch entschieden werden wie alle anderen Grundsatzfragen.

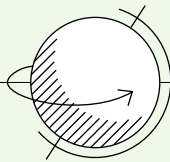
An die 100 Gemeinden und Städte in Österreich, Deutschland, Italien, Spanien und lateinamerikanischen Ländern von Mexiko bis Uruguay zeigen bereits Interesse an solchen Prozessen, die frisch gewählte Salzburger Landesregierung hat sich in ihrem Regierungsprogramm 2013 verpflichtet, Gemeinwohl-Betriebe zu fördern. In Südtirol kursiert die Idee einer «Gemeinwohl-Ökonomie-Modellregion». Anfang 2014 gab es rund 100 Regionalgruppen in immer mehr Staaten Europas, Nord- und Südamerikas. Auch das gehört zum Wesen der Gemeinwohl-Ökonomie: Jede Privatperson, jedes Unternehmen, jede Organisation und jede Gemeinde kann sich niederschwellig beteiligen. ■■

Christian Felber unterrichtet an der Wirtschaftsuniversität Wien. Er ist Initiator der Gemeinwohl-Ökonomie sowie des Projekts Bank für Gemeinwohl in Österreich.

→ www.christian-felber.at

→ www.gemeinwohl-oekonomie.org

→ www.demba.at



Postwachstum

Von **Barbara Muraca**

In den westlichen Industrieländern wächst die Wirtschaft entweder nicht mehr längerfristig oder nur mit niedrigen Wachstumsraten. Da Wachstum bisher als wesentlicher Faktor für die Gesundheit einer Volkswirtschaft und als fundamentale Grundbedingung für Wohlstandssicherung, politische Stabilität, Armutsbekämpfung, hohe Beschäftigungszahlen und sogar für Investitionen in grüne Technologien galt, hat diese Entwicklung zu großer Besorgnis und politischer Hilflosigkeit geführt. Wenn eine Gesellschaft, die auf Wachstum strukturell angewiesen ist, einfach aufhört zu wachsen, gleitet sie in die Krise.

Das ist aber kein Schicksal: Die Alternative ist eine umfassende Veränderung der gesellschaftlichen Bedingungen, die uns endlich von dem Wachstumszwang befreit. Es geht nicht nur um eine andere, von Wachstum unabhängige Wirtschaftsweise, sondern um eine radikale Transformation von Institutionen und kulturellen Mustern sowie um die Neugestaltung von Produktion, Nutzung und Konsum.

Überall in Europa entstehen lokale Produktionsgenossenschaften

Postwachstumsaktivistinnen und -aktivisten engagieren sich europaweit in alternativen Projekten, die eine Zukunft ohne Wachstumsdiktat vorbereiten, und kämpfen für ein alternatives gesellschaftliches Modell, in dem die Ökonomie im Dienste des guten Lebens aller steht.

An der Vision einer Postwachstums-gesellschaft arbeiten deswegen viele soziale Bewegungen und Initiativen mit dem Ziel, konkrete Räume für alternative Lebensweisen zu schaffen. Dazu gehören Formen der Produktion, die nicht profit-, sondern bedürfnisorientiert und solidarisch funktionieren; neue Produktgestaltungs- und Reparaturwerkstätten, die das Leben von Produkten verlängern; die Entwicklung von lokalen, leicht reproduzierbaren Technologien mit niedrigen ökologischen Auswirkungen; der Ausbau von Tausch- und Sharing-Modellen für die gemeinschaftliche Nutzung von Produkten und Dienstleistungen; Selbstversorgung und lokal geschlossene Produktionskreisläufe. Sehr viele von diesen Initiativen existieren bereits, wie zum Beispiel die Commons und Transition-Town-Bewegungen oder das Solidarische Ökonomie-Netzwerk, und überall in Europa entstehen kleine und große lokal verankerte Produktionsgenossenschaften.

Aber all diese Einzelinitiativen können nur gelingen, wenn sie in das umfassendere Projekt einer «Dekolonialisierung des Imaginären» eingebettet sind, wie Serge Latouche aus der französischen wachstums-kritischen Bewegung sagt: Dabei geht es um die langsame Befreiung aus der Wachstumssucht, die tief in unsere kollektive



Wenn eine Gesellschaft, die strukturell auf Wachstum angewiesen ist, einfach aufhört zu wachsen, gleitet sie in die Krise. Das ist aber kein Schicksal: Leicht reproduzierbare, umweltfreundliche Technologien, Tausch- und Sharingmodelle, Produkte mit langer Lebensdauer: Schon jetzt gibt es Beispiele, die zeigen, wie der Weg in eine Postwachstumsgesellschaft gemeinsam gestaltet werden kann.



Vorstellungswelt eingedrungen ist und alle Aspekte unseres Lebens durchdringt.

Aber auch institutionelle Maßnahmen, die einzelne soziale Experimente flankieren und auf lange Sicht überlebensfähig machen, sind notwendig: eine radikale

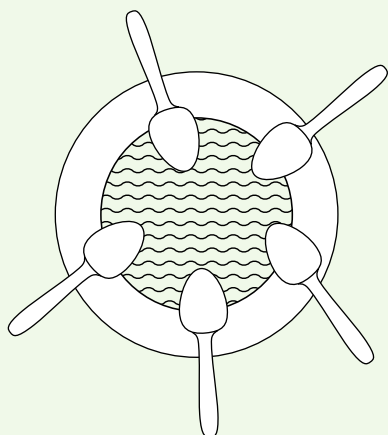
Reduzierung der Arbeitszeit; die Einschränkung von Werbung durch Besteuerung oder sogar Verbot; die Einführung einer Grundsicherung (bedingungsloses Grundeinkommen) oder eines allgemeinen und kostenlosen Zugangs zu wesentlichen Dienstleistungen wie Bildung, Transport, Wohnen, gesundheitliche Vorsorge; die Stärkung von lokalen Selbstverwaltungsprojekten und mehr Basisdemokratie. Die vielen gesellschaftlichen Experimente schaffen schon jetzt Räume, in denen die Befreiung vom Wachstumszwang konkret erlebt und der Weg in eine Postwachstumsgesellschaft gemeinsam gestaltet werden kann.

In einigen Entwürfen versteckt sich radikaler Lokalpatriotismus

Dieser Weg steht noch vor vielen Herausforderungen. So kann ein unkritisches Vertrauen in traditionelle soziale Netzwerke zu einer einseitigen Idealisierung von vorindustriellen Modellen des Zusammenlebens und der Güterherstellung führen. Gerade in diesen Modellen lauern aber schwerwiegende Formen von Unterdrückung und Ausbeutung, denen vor allem Frauen (und Kinder) ausgeliefert sind. In vielen Postwachstumsentwürfen versteckt sich auch das Risiko eines radikalen Lokalpatriotismus. Das Ideal einer Gesellschaft jenseits des Wachstums würde dann nur kleine lokale Gemeinden betreffen, die zueinander in Wettbewerb stehen und ihre Grenzen durch Isolierung und Ausschließung sichern.

Relokalisierung kann aber nur dann gelingen, wenn neue Modelle von Gemeinschaften entwickelt werden, die emanzipatorisch, kulturell offen und weltweit vernetzt sind. Wie die vielen lokalen und regionalen Gemeinden gesamtgesellschaftlich koordiniert werden sollten, ist noch eine offene Frage. Auch die Idee einer umfassenden Arbeitszeitverkürzung kann nur gerecht sein, wenn sie die Trennung zwischen produktiver und reproduktiver Arbeit in Frage stellt und alle für die Gesellschaft notwendigen Tätigkeiten, vor allem aber Sorge- und Pflegetätigkeiten, in der Gesellschaft strukturell neu organisiert. ■■

Barbara Muraca hat Philosophie studiert und ist seit 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin am DFG-Kolleg «Postwachstumsgesellschaften» der Friedrich-Schiller Universität Jena.



Solidarische Ökonomie

Von **Dagmar Embshoff**

Die zwei Zutaten Solidarischer Ökonomie (SÖ) passen auf jeden Einkaufszettel: Es geht um Sinn vor Gewinn und um Kooperation statt Konkurrenz. Gemeint ist eine Ökonomie im eigentlichen Sinne: nicht als ein System zur Erfindung, sondern zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse. Solidarität wird dabei großgeschrieben; als Verbundenheit mit der lokalen Gemeinschaft, aber auch global und mit kommenden Generationen. Je nachdem, in welcher Ausprägung die beiden Grundzutaten zum Einsatz kommen, kann die Solidarische Ökonomie die ganze Wirtschaftsform zu einer Bäckerei des «Guten Lebens» (buen vivir) machen – oder nur einen Kuchen beitragen.

Die Solidarische Ökonomie hat viele Wurzeln, zum Beispiel indigene und traditionelle Wirtschaftsformen inklusive der Genossenschaftsbewegung. In den 1980er Jahren brachte Luis Razeto (Chile) erstmals die scheinbar gegensätzlichen Begriffe «Solidarität» und «Ökonomie» zusammen. Populär wurde SÖ als Antwort auf die neoliberale Globalisierung und die damit zusammenhängenden Wirtschaftskrisen in Lateinamerika. Beginnend mit einem Kongress in Lima, Peru, 1997 (www.riposs.org) und im Zuge der Weltsozialforen von 2001

formierte sich eine globale SÖ-Bewegung. In Brasilien erreichte sie 2003 die Einrichtung eines Nationalen Sekretariates für SÖ (SENAES) mit einem Staatssekretär aus der Bewegung. Kurz zuvor war das Brasilianische Forum für Solidarische Ökonomie (www.fb.es.org.br) gegründet worden.

Gemeint ist eine Ökonomie im eigentlichen Sinne: nicht als ein System zur Erfindung, sondern zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse. Und Solidarität bedeutet Verbundenheit mit der lokalen Gemeinschaft, aber auch mit der ganzen Welt und mit kommenden Generationen. Sinn vor Gewinn, Kooperation statt Konkurrenz: Das sind zwei schmackhafte Zutaten für ein Gutes Leben – buen vivir.

Auch hierzulande gibt es vielfältige Formen alternativen Wirtschaftens. Die Bewegung ist allerdings in verschiedene Szenen zersplittert, und fortwährend entstehen weitere Ansätze und Begriffe. Das Beispiel Brasilien zeigt die Möglichkeiten einer breiten politischen Vernetzung über soziale und kulturelle Grenzen hinweg. Auch Universitäten, kirchliche Einrichtungen und Gewerkschaften haben sich angeschlossen. Die Vernetzung ermöglicht umfassenden Wissenstransfer, politische Kampagnen und wachsende ökonomische Kooperationsstrukturen.

Rechte werden nicht nach der Größe des Geldbeutels vergeben

Betriebe und Projekte der Solidarischen Ökonomie sind immer selbstorganisiert, das heißt, sie (er)finden angepasste demokratische Entscheidungsstrukturen und kollektive Eigentums- beziehungsweise Nutzungsformen für sich. Die Basis bildet das genossenschaftliche Demokratie-Prinzip, das heißt, Entscheidungsrechte dürfen nicht nach Geldbeutel bemessen werden. Der SÖ am nächsten ist das Konsensprinzip, da hier die Bedürfnisse aller Betroffenen zu tragfähigen Entscheidungen führen. Die 7 internationalen Genossenschaftsprinzi-

Solidarische Ökonomie bezieht verschiedenste, auch informelle Formen des Wirtschaftens ein. Beispiele begegnen uns überall dort, wo Menschen, die sich bisher am Markt gegenüberstanden, sich stattdessen solidarisch zusammenfinden:

- am Arbeitsmarkt (z.B. Kollektivbetriebe)
- am Wohnungsmarkt (z.B. Wohnprojekte)
- am Lebensmittelmarkt (z.B. Solidarische Landwirtschaft, Mitgliederläden ...)
- an anderen Verbrauchermärkten (z.B. Tausch- und Leihsysteme)
- an Rohstoffbörsen (z.B. regionaler u. globaler fairer Handel, Saatguttausch)
- an der reinen Renditelogik der Finanzmärkte (z.B. alternative Banken)
- oder der engen Urheberrechtslogik im Bereich Wissen und Kultur (freies Wissen/copy left-Lizenzen z.B. Wikipedia, YouTube, Linux)

pien beginnen mit der Überzeugung, dass Kooperation stets freiwillig und frei von Diskriminierung sein soll. Aus der Freiwilligkeit ergeben sich gleichzeitig die Grenzen der Solidarischen Ökonomie: Nicht alle Menschen wollen und können wirtschaftliches Handeln gemeinschaftlich gestalten. Daher darf der Sozialstaat nicht aus seiner Verantwortung entlassen werden.

Entscheidend ist weniger, ob Euros fließen, unentgeltlich getauscht, geteilt, verschenkt oder für den Eigenbedarf (re-)produziert wird: Die Solidarische Ökono-

Die Modelle

mie lädt ein, aus der passiven Rolle des Konsumierens und aus der Abhängigkeit von anonymen, globalen und undemokratischen Märkten herauszutreten. Nicht aus Not, sondern verbunden mit Selbstbestimmung entsteht eine nachhaltige Alternative. Trotzdem kann die Solidarische Ökonomie allein nicht die klaffende gesellschaftliche Spaltung in Arm und Reich lösen. Denn dies darf nicht von der Schenk- und Teil-Laune Einzelner abhängig bleiben. Daher ist die Solidarische Ökonomie Teil einer politischen Bewegung: Ihr Part besteht darin, konkrete Fenster in die Welt von morgen zu öffnen.

Die Bewegung muss sich vernetzen und hörbar werden

Was den Einkaufszettel betrifft, so hat die öffentliche Hand weitreichende Möglichkeiten, Betriebe der Solidarischen Ökonomie zu unterstützen. Ihre Förderung wurde bereits in einzelne Koalitionsprogramme aufgenommen (NRW, Niedersachsen), bleibt abzuwarten, wie sie umgesetzt wird. Werden die EU-Förderprogramme (ESF, EFRE) auf Länder- und Bundesebene SÖ-freundlich ausformuliert sein? Hilfreich und lukrativ wäre gar, die Subventionierung der «unsolidarischen» Ökonomie zu beenden. Derzeit wird die Schaffung einer neuen Rechtsform («Kooperationsgesellschaft») vorbereitet, was viele SÖ-Organisationen betrifft, die hiervon nichts wissen. Ob die Politik dabei ihr Ohr an ihren Bedürfnissen haben wird? Dazu muss sich die Bewegung vernetzen und hörbar werden. ■■

Dagmar Embshoff hat das Forum Solidarische Ökonomie und das Netzwerk Solidarische Landwirtschaft mitgegründet und arbeitet als Autorin und Referentin.

→ www.solidarische-oekonomie.de

Shareconomy

Von **Thomas Dönnebrink**

Früher bedeutete Mobilität, ein eigenes Auto zu besitzen. Heute gibt es mehr Gestaltungsfreiheit: Via App kann in der Nähe schnell ein Auto kommerzieller Anbieter ausgeliehen werden. Oder über das Netz lässt sich erfahren, welche Nachbarin ihr Fahrzeug anbietet. Oder man wählt eine der Mitfahrgelegenheiten nach Bonn oder bietet eigene Sitzplätze an. Auch anderswo: Früher kaufte man die Saftpresse, die man nur dreimal nutzte. Heute leiht oder verleiht man sie.

Teilen gab es immer schon. Es ist wohl die ursprünglichste Form des Wirtschaftens – als elementare Überlebensstrategie und wichtiges Bindemittel sozialen Zusammenhalts. Das Faszinierende an der sich ausbreitenden «Share Economy» ist eine damit verbundene Veränderung der Lebensweise und Selbstwahrnehmung: Der Mensch rückt wieder in den Mittelpunkt. Bahnt sich das Teilen wieder seinen Weg an die Oberfläche des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens? Wird der Homo oeconomicus zum Homo collaborans?

Um Dinge oder Dienstleistungen zu teilen, muss man miteinander kommunizieren und interagieren. Das schafft Vertrauen und Verbundenheit – zumindest in der Regel. Das allein ist ein Wert an sich. Zudem geht der Austausch von Dingen meist mit ökonomischen und ökologischen Vorteilen einher. In Zeiten ökologischer Überbeanspruchung des Planeten etabliert er Formen ressour-

censchonenden Wirtschaftens, kann marginalisierten Gesellschaftsgruppen zu alten und neuen Wegen des Wirtschaftens und der Subsistenzsicherung verhelfen.

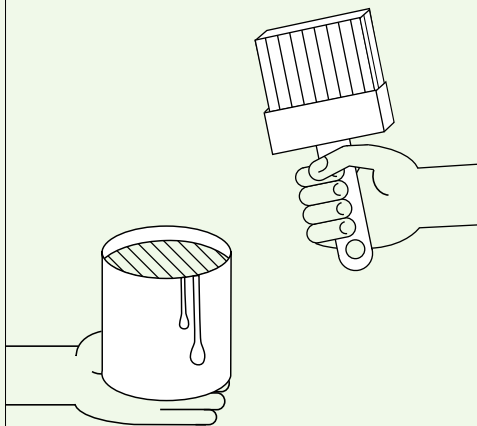
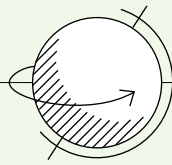
Die meisten Menschen beginnen zu teilen, weil sie einen ökonomischen Vorteil sehen. Das ist die Eintrittskarte. Dann aber machen viele die Erfahrung, dass der Wert des Teilens weit darüber hinausgeht: Das Soziale daran erzeugt Verbundenheit, macht Freude und stiftet Sinn. Weil es bisherige Umgangsformen in Wirtschaft und Gesellschaft radikal verändert, ist es in letzter Instanz auch politisch – ohne sich im traditionellen Parteienspektrum einordnen zu lassen. Geld verliert an Wichtigkeit, und statt dem üblichen Misstrauen entsteht Vertrauen. Statt gegeneinander und aneinander vorbei entsteht ein Miteinander.

Im Internet hat sich seit der Jahrtausendwende eine neue Kultur des Teilens herausgebildet, aufbauend auf den sozialen Medien, den sich überall bildenden Communities, den technischen und den partizipativen Möglichkeiten des Web 2.0 und der rasanten Verbreitung von Mobil- und Smarttelefonen. Kollaboration, Offenheit & Teilen rücken ins Zentrum des Denkens und Handels von immer mehr Menschen.

Im Zentrum dieses Wirtschaftens 2.0 steht nicht mehr der Kampf um das größte Stück für sich, sondern die Kooperation, den Kuchen besser zu nutzen und zu (fair-) teilen. Da dies anders funktioniert, greifen traditionelle Regularien des Staates nicht mehr wie gewohnt – einschließlich der Steuergesetze, Transferleistungen u. a., weil sie auf die alte Ökonomie von Geld, Besitz, Konkurrenz bezogen sind. Die Staatsbürokratie steht diesen Phänomenen noch mit Unverständnis gegenüber. Politiker ignorieren sie daher weitgehend, halten lieber an

Erst sehen viele den ökonomischen Vorteil. Das ist die Eintrittskarte.

Dann aber machen viele die Erfahrung, dass der Wert des Teilens weit darüber hinausgeht: Das Soziale daran erzeugt Verbundenheit, macht Freude und stiftet Sinn. Es wäre der Abschied vom Kampf ums größte Stück.



Altbekanntem fest oder schränken sie unter dem Einfluss bestimmter Lobbygruppen ein.

Die Shareconomy umschifft Zwischenhändler, Gatekeeper, Monopolisten

Dank rasant wachsender Netzwerke mit niederschwelligem Zugang können Bürger Informationen, Gedanken, Erfahrungen schneller und weiter verbreiten. Menschen werden zugleich Sender und Empfänger. Dies gilt nicht nur für digitale Güter, sondern auch für materielle, nicht nur für den Konsum, sondern zunehmend auch für die Produktion. Dies ist der Übergang einer Kultur des Ego-Konsums zu einer der gegenseitigen Ergänzung, einer Kultur der Zusammenarbeit auf Augenhöhe mit direkter Kontakt-, Partizipations- und Kooperationsmöglichkeit. Sie überbrückt oder umschifft bisherige Produzenten, Zwischenhändlerinnen, Mittelsmänner, Gatekeeper, Monopolisten, kurz: Intermediäre. Sie kann deren Bedeutung schwächen, wenn nicht sogar überflüssig machen. Betroffene finden diese Entwicklung beängstigend. Andere halten sie für einen Aufbruch in eine neue Zeit der vermehrten Mitgestaltung und Selbstbestimmung.

Aber es gilt auch: Luxustäschchen tauschen ist nicht gleich Fahrrad verleihen. Nicht in allem, wo Sharing draufsteht, ist auch verringerter ökologischer Fußabdruck oder gestärkter sozialer Zusammenhalt drin. Und wo Konzerne und Venture Capital das Steuer übernehmen, können schnell Parameter der alten Ökonomie wieder den Kurs bestimmen: Profitmaximierung für Kapitalanleger, Kostensenkung um jeden Preis, Anstreben von Monopolmacht und Intransparenz. Andere Akteure und Werte bleiben auf der Strecke.

Dennoch, trotz Ambivalenz und Okkupationsversuchen, in Zeiten, in denen sich in der Gesellschaft zunehmend die Erkenntnis durchsetzt, dass ein Weitermachen wie bisher weder möglich noch wünschenswert ist, eröffnet eine auf Teilen, Kollaboration und Offenheit basierte Ökonomie 2.0 die Vision einer erstrebenswerten und gelingenden Postwachstumsgesellschaft. Hier steckt großes Veränderungspotential hin zu einer neuen, nachhaltigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. ■■

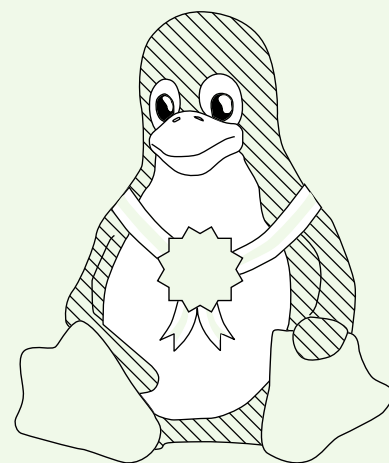
Thomas Dönnebrink ist als Ouishare Connector Deutschland und freiberuflicher Experte für kollaborative Ökonomie tätig.

→ www.ouishare.net

Entstanden vor gut zwei Jahren in Paris aus einem Blog zum Thema kollaborativer Konsum, hat sich **OuiShare** zu einem globalen Peer-Netzwerk mit mehreren Tausend Mitgliedern entwickelt. Das Themenfeld umfasst die Bereiche kollaborative Produktion (FabLabs/ Maker Movement), kollaborative Finanzierung (Crowdfunding/ P2P-Lending) sowie Open Data (Wikipedia & Open Soft- und Hardware); sie werden zusammenfassend als kollaborative Ökonomie bezeichnet.

OuiShare wird inzwischen als führendes Expertennetzwerk in Fragen der kollaborativen Ökonomie wahrgenommen. Mittlerweile hat es über 200 Events in über zwei Dutzend Städten Europas, Lateinamerikas und des Nahen Ostens veranstaltet und mit dem OuishareFest die größte europäische Konferenz zum Thema ausgerichtet. Im Mai 2014 geht es unter dem Motto: Zeitalter der Communities in eine nächste Runde.

OuiShare unterstützt Individuen, öffentliche Institutionen und Unternehmen dabei, eine Gesellschaft zu schaffen, die mehr auf Kollaboration, Offenheit und Teilen beruht.

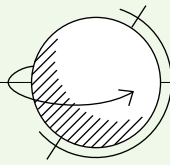


Commonsbasierte Peer-Produktion

Von **Michael Bauwens**

Commonsbasierte Peer-Produktion ist eine Ökonomie der Gegenseitigkeit, sowohl bezogen auf immaterielle Ressourcen wie Wissen, Softwarecode oder Baupläne als auch auf die Produktionsmittel, die gemeinschaftlich und in wechselseitigem Interesse genutzt werden. Jeder Prozess, bei dem Individuen aus freier Entscheidung und offen zu einem gemeinsamen Pool an Wissen, Software oder Bauplänen beitragen, kann man als commonsbasierte Peer-Produktion bezeichnen. Weil dabei niemand einem anderen etwas vorschreiben kann, gehört dazu notwendigerweise, dass Entscheidungen gemeinsam getroffen werden. So entsteht ein gemeinsamer Pool von Wissen und Produkten, der offen für weitere Beiträge ist. In Analogie zur Zirkulation von Kapital zirkuliert also ein Kreislauf von Commons, die sich miteinander vernetzen und immer wieder selbst reproduzieren.

Bei der Produktion immaterieller Güter wie Freie Software, Open Design oder Open Hardware hat sich dieses Modell schnell durchgesetzt. Viele Menschen arbeiten gleichzeitig an ihrer Entwicklung, technische und soziale Neuerungen können sich rasch verbreiten. Beispiele dafür sind



Die Modelle

Plattformen für den landwirtschaftlichen Maschinenbau, wie zum Beispiel ein Zusammenschluss von französischen Biobauern und Ingenieuren, ADABio auto-construction, das Slow-Tools-Project, Farm Hack, das Open Tech Collaborative und Open Source Ecology. Alle diese Projekte entstanden in Reaktion auf die zunehmende Industrialisierung der Landwirtschaft. Sie vereint das Interesse, bedarfsgerechte landwirtschaftliche Produktionstechnik und Hilfsmittel für kleine Bewirtschaftungseinheiten zu entwickeln, die sie selbst (nach)bauen und reparieren können.

Solche Projekte sind auch aus der Perspektive von Nachhaltigkeit und Postwachstum interessant. Sie müssen nicht, wie kommerzielle Forschungseinrichtungen, andere von ihrem Wissen ausschließen oder Produkte mit beschränkter Lebenszeit bauen, um im Wettbewerb zu bestehen.

Bei Open Design wird im Gegenteil darauf geachtet, dass die Produkte robust und langlebig sind, leicht repariert werden können und dass einzelne Bauelemente in verschiedenen Maschinen eingesetzt werden können.

Statt immer mehr Dinge herzustellen, mehr mit ein und dem selben Ding produzieren

Wenn Wissen in globaler Peer-Produktion entsteht und mit gemeinschaftlich genutzter Infrastruktur wie in der «Sharing Economy» kombiniert wird, kann das die Grundlage für eine Wirtschaft ohne Wachstumszwang bilden: Statt immer mehr Dinge herstellen zu müssen, um wettbewerbsfähig zu bleiben, und damit immer mehr Energie und Ressourcen zu verschlingen, soll mehr mit ein und demselben Ding produziert werden. Mit Open Source können wir mehr aus dem vorhandenen Wissen machen, mit Sharing Economy die vorhandenen Ressourcen maximal nutzen. Durch die Kombination von Open-Source-Autos mit Car-Sharing-Systemen zum Beispiel könnten 80 Prozent der Energie und Rohstoffe pro km eingespart werden.

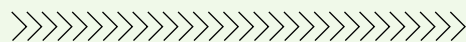
Aktuelle Peer-Produktions-Netzwerke bestehen meist aus: 1. Produzentinnen und Produzenten, die frei wählen, was und wie viel sie beitragen wollen, und die an Qualitätssicherung und Konfliktlösungen beteiligt sind; 2. Organisationen, die die Kooperation erleichtern, indem sie Infrastrukturen oder Lizenzmodelle zur Verfügung stellen (meist Stiftungen, wie die Gnome-Funda-

tion) und 3. Unternehmen, die die Produkte auf dem Markt verwerfen.

Noch ist Peer-Produktion eine Art Prototyp und wird unter die politische Ökonomie des Kapitals subsumiert – so wie es immer wieder in der Geschichte geschah, wenn eine neue Produktionsweise innerhalb einer noch dominanten entstanden war. Im Kapitalismus sind die Peer-Produzenten gezwungen, ihren Lebensunterhalt über den Markt zu verdienen. Das könnte sich ändern, wenn die Unternehmen durch Kooperativen oder gemeinnützige Organisationen ersetzt würden, damit der Mehrwert innerhalb der Produzentengemeinschaft bleibt und die Reproduktion der Beteiligten gewährleistet ist.



Sowohl Ressourcen wie Wissen, Softwarecode oder Baupläne als auch Produktionsmittel werden in wechselseitigem Interesse genutzt. Weil dabei niemand einem anderen etwas vorschreiben kann, gehört dazu notwendigerweise, dass Entscheidungen gemeinsam getroffen werden. So entsteht ein Wissenspool, der offen für weitere Beiträge ist, ein Kreislauf von Commons, die sich immer wieder selbst reproduzieren.



Damit Peer-Produktion von den herrschenden Marktbedingungen unabhängig werden kann, muss sie durch neue Formen der Selbstorganisation im Verbund mit P2P-Eigentumsformen jenseits des Privateigentums ergänzt werden. Offene Lizenzen wie die «Peer-Production-License» und offene Herstellungsketten fördern das Wachstum des commonsbasierten Modus zur Schaffung all dessen, was wir zum Leben brauchen. Die gemeinsame Abstimmung und Vernetzung unter den Produzenten könnte schrittweise den Markt ersetzen und Planung dezentralisieren.

Damit Peer-Produktion aus den Labors und Nischen von heute herauskommt, braucht es drei Elemente: 1. ein neues Selbstverständnis von Zivilgesellschaft als

freie Bürgerinnen und Bürger, die an Commons teilhaben; 2. eine ethische Ökonomie, die commonsorientiert produziert, und 3. einen «Partner-Staat». Dieser ermöglicht und fördert die neuen sozialen Infrastrukturen, die Peer-Produktion tragen, indem er mithilft, die materielle Infrastruktur und einen Rechtsrahmen zu schaffen, um die neuen Entwicklungen zu schützen und ihren Durchbruch zu ermöglichen.

Da Commons bestehende strukturelle Ungleichheiten und Geschlechterverhältnisse außerhalb ihres unmittelbaren Organisationsradius nicht verändern – so sind etwa die meisten Freie-Software-Communities männerdominiert –, braucht es auch übergeordnete Organisationsformen, um sicherzustellen, dass alle Menschen gleichermaßen Zugang zu den gemeinsam produzierten Commons haben und auch die Reproduktionstätigkeiten gerecht verteilt werden. Denn das individuelle Wohlergehen des einen (Peer) darf nicht auf Kosten eines anderen gehen. Das kann nur auf politischem Weg erreicht werden, durch Kämpfe und Forderungen der neuen sozialen Bewegungen rund um diese solidarischen Produktionsverhältnisse. ■■

Michael Bauwens ist Gründer der Foundation for Peer to Peer Alternatives (P2P Foundation), die Peer-Produktion, Peer-Governance, Peer-Eigentumsformen und commonsorientierte Formen menschlicher Kooperation erforscht.

Übersetzt, gekürzt und bearbeitet von Brigitte Kratzwald und Heike Löschmann. Der Originaltext wird auf www.boell.de zusammen mit der e-Fassung dieser Ausgabe von Böll.Thema erscheinen.

ADABio autoconstruction:

→ www.adabio-autoconstruction.org/

Slow Tools:

→ www.stonebarnscenter.org/farm/news/slow-tools-fast-change.html

Farm Hack:

→ farmhack.net/home/

Open Tech Collaborative:

→ opentechcollaborative.cc/

Open Source Ecology:

→ opensourceecology.org/

Gnome Foundation:

→ www.gnome.org/foundation/

Die Projekte



In einem Dorf in Baden-Württemberg versuchen 125 Menschen, mit Geld etwas anders umzugehen.

Alles eine Frage der Balance

Die Projekte

Alles teilen? Alles, was sie verdienen? Nachdem sie zwei Tage lang in ihrem Wohnzimmer diskutiert haben, ob sie es zusammen versuchen wollen, sagt Pascal Suter, dass er das auf keinen Fall kann. Sie haben Listen aufgestellt und aufgeschrieben, was sie glauben zu brauchen. Es ist eine Riesensumme herausgekommen. Und Suter hat sich die ganze Zeit gefragt, ob am Ende überhaupt noch etwas übrig bleibt, wenn der eine raucht wie ein Schlot und sich bei den anderen herausstellt, dass sie am Wochenende ständig feiern gehen. Er, der doch selbst eher ein Asket war, würde sich abhängig von acht anderen jungen Menschen machen, die er kaum kannte. Einkommensgemeinschaft, das klang wie eine gute Idee, theoretisch. Aber was, wenn es am Ende ganz praktisch nur bedeutete, dass ihnen ihr Geld gemeinsam ausging?

Er musste ihnen das jetzt sagen, nicht nur, weil er sich für einen direkten Typen hielt. Sie hatten sich versprochen, ehrlich miteinander zu sein. Das war der Deal in diesem Dorf, das sie sich gemeinsam gekauft hatten. Da draußen zwischen den Feldern und Wäldern, an denen sich Baden-Württemberg und Bayern trafen. Also sagt Pascal Suter, der Industriemechaniker, der fast verbeamteter Berufsschullehrer geworden wäre, das war noch gar nicht so lange her, nach zwei Tagen Diskussion im Wohnzimmer sagt Suter: Das kann ich auf keinen Fall.

Wenig später liegt all ihr Geld in einem Safe. Jeder nimmt sich, was er braucht.

Er habe sich, sagt Pascal Suter, noch nie so wenig Gedanken um Geld gemacht wie in diesem Jahr, als sie das mit der Einkommensgemeinschaft ausprobiert haben, in ihrem Dorf namens Tempelhof. «Total schöne Erfahrung», sagt Suter, 33 Jahre alt, ein kleiner Mann mit einem runden Kopf, der in der Sonne glänzt, wenn sie scheint, und einer runden Brille, die darauf viel größer wirkt, als sie ist.

Damit das alles möglich wurde, hat er diese Sorge damals im Winter vor zwei Jahren einfach teilen müssen. So konnten alle sie sehen. Und er sah sich, in all seinem Misstrauen. Und er gefiel sich nicht.

Es geht für ihn bei alledem um nicht weniger als die Veränderung des Menschen. Des Menschen Pascal Suter. Dessen Veränderung dann wieder die Veränderung anderer ermöglichen könnte. Das wäre der Plan. Etwas, wonach sich gerade nach der Finanzkrise und wegen der Eurokrise viele sehnen, was aber wenige so recht anzufangen wagen.

Wir haben keinen Bewusstseinsmangel, so würde Pascal Suter das ausdrücken und auch einige andere zwischen den gelben Tempelhof-Ortsschildern, sondern ein Umsetzungsproblem.

Deshalb haben sie sich zusammen vor vier Jahren für 1,5 Millionen Euro ein Dorf gekauft, das einmal eine Einrichtung für Behinderte war. 20.000 Euro hat jeder gezahlt. Seit dem vergangenen Herbst ist Pascal Suter einer von drei Vorständen der Gemeinschaft Schloss Tempelhof.

Keine Schubladen, keine Masken, keine Rollen. Jeder nur er selbst. In all seiner, ja, vielleicht: Nacktheit, sagt Pascal Suter. Oder besser: Reinheit, korrigiert er sich. Sie nennen es WIR-Prozess. Wir in Großbuchstaben. An manchen Wochenenden sitzen sie stundenlang in einem Raum, reden. Und schweigen.

Sie lernen auszuhalten, dass es still ist. Und sie unterscheiden die schwere von der «frischen, wachen» Stille. Die Empfehlungen:

Sprich nur von dir. Wie es dir gerade geht, was wirklich wichtig ist. Doziere nicht. Take a risk. Bedeutet: Du kannst deine Gefühle auch anders ausdrücken. Tanzen etwa, wenn du magst. Erkenne den Wert von Stille. Schließe ein, statt auszuschließen. Es entstehe nach und nach, sagt Pascal Suter, «ein Gemeinschaftskörper, der eine eigene Intelligenz hat, einen eigenen Bedarf».

Das scheint ihnen die Voraussetzung für den ganzen Rest. Vertrauen.

An einem frühlingshaften Vormittag im März führt Suter um das Dorf herum. Die Felder, auf denen ihre Kartoffeln wachsen, ihr Kohl, ihr Mangold, ihre Karotten, ihre Rote Beete. Ihr Getreide, aus dem sie ihr Brot backen. Die drei Gewächshäuser mit den Salaten. Die Ziegen, die die Milch für den Käse geben und gerade fett sind mit Lämmern. Die Hühner.

60 Prozent Selbstversorgung. Consumer Supported Agriculture. Das heißt: In diesem Jahr wird jeder von ihnen 300 Euro für Getreide und Gemüse zahlen und dafür, dass ein paar von ihnen als Landwirte arbeiten und andere kochen. 300 Euro, egal, ob es die Getreideernte verhagelt oder die Kartoffeln wieder so winzig werden wie im vergangenen Jahr. 300 Euro – wenn das Dorfplenum zustimmt. Wenn bei ihrem gemeinsamen Treffen keiner ein Veto einlegt. Es müssen nicht alle dafür sein, aber es darf keiner richtig dagegen sein.

Es ist erstaunlich viel möglich, auch wenn man alles immer unter 90 Menschen abstimmen muss. Sie haben sich selbst ein Glasfaserkabel verlegt, eine Kantine gebaut, in der morgens viele frühstücken, um 12:30 Uhr Mittag essen und sich ab 18:30 Uhr Dinkelbrötchen oder Roggenbrot mit Tomatenaufstrich oder Kräuterbutter beschmieren, und eine Schule, in die seit diesem Jahr 24 ihrer Kinder gehen. Die Lehrer heißen Lernbegleiter. Sie haben einen genossenschaftlichen Seminarbetrieb aufgebaut und im vergangenen Jahr 8000 Übernachtungen verzeichnet.

Keiner ist gegen Geld – solange man es sinnvoll nutzt. Was sinnvoll heißt, diskutieren sie. Wie alles. Manchmal sehr lange. Manchmal immer wieder.

«Ich bin ganz glücklich, dass es immer noch Tage gibt, an denen ich denke: Ich packe jetzt meine Koffer und hau ab», sagt einer der Köche. Weil er so spürt, dass etwas passiert. Mit ihnen, mit ihm. «Wenn es hier scheiße ist, ist es richtig scheiße. Und wenn es gut ist, ist es richtig gut», sagt er. Es ging ihm gesundheitlich nicht gut, bevor er herkam. Er habe gesucht, sagt er, sagen viele.

Nicht wenige werden von der Genossenschaft dafür bezahlt, dass sie Seminare anbieten, die Felder bestellen, kochen. Aber viele arbeiten auch «im Außen», wie sie das hier nennen, oder «für das Außen», nehmen Aufträge als Beraterinnen an, schleifen Metall in der Werkstatt, massieren, leiten Yoga-Kurse, sind Ingenieure oder bei der EU beschäftigt.

Jeder kennt von jedem Einkommen, Schulden, Versicherungen, Immobilien. Sie hängen das einmal im Jahr an die Wand, radikale Transparenz. Jeder, der für das Dorf arbeiten will, formuliert seinen Bedarf und alle stimmen darüber ab, ob sie ihm den finanzieren können. Er liegt meist, sagt Pascal Suter, zwischen 1000 Euro und 2500 Euro, das dann für eine ganze Familie. Alles netto.

Man kann um eine bezahlte Auszeit von einem Jahr bitten. Sie nennen das Joker. Und die neueste Idee ist Tempelgrund, ihr eige-

nes Grundeinkommen. Wenn einer in Not ist und Hilfe braucht, zahlen fast alle anderen 15 Euro monatlich für ihn.

Fünf Stunden in der Woche muss jeder für die Gemeinschaft arbeiten, unbezahlt. Klos putzen, die Kantine fegen, den kleinen Laden mit den Süßigkeiten, dem Alkohol und den Zigaretten betreiben, das elektronische Car-Sharing-System organisieren.

Jeder entscheidet für sich, was er ändern will. Wie weit er ist, würde Suter sagen. Keine Dogmen. Es gibt Kaffee, Bananen, Orangen. Es gibt schnelles Internet. Aber kein WLAN. Einige haben Angst vor Elektrosmog.

Pascal Suter zeigt während seiner Führung auf den Wald, oben auf den Hügeln, der ihre Felder begrenzt. Da sind die Wildschweine. Dann kommt er bei dem Haus an, in dem ihre erste Einkommensgemeinschaft entstanden war. Darin ist jetzt die Schule. Er und die acht anderen hatten 70.000 Euro von der Gemeinschaft beantragt, um das Haus zu dämmen. Es ist jetzt mit Holz verkleidet und darunter blau gestrichen. Die Frühlingssonne scheint auf Solarkacheln. Suter, der in ihrer Ökonomiegruppe darüber nachdenkt, was ein Bedarf ist und wer den bestimmt, ist jetzt noch einen Schritt weiter gegangen.

Sie haben eine Vermögensgemeinschaft gegründet, zwölf Leute, manche Mitte 30, die Älteste 70.

Vermögensgemeinschaft heißt, wirklich alles zu teilen, auch wenn noch nicht klar ist, wie das beispielsweise mit Häusern funktionieren soll, von denen einem ein Teil gehört und der Rest den Geschwistern, die bei dieser Vermögensgemeinschaft gar nicht mitmachen.

Bei der GLS-Bank haben sie ein gemeinsames Konto eröffnet, sie haben sich an einem Tag in ein Zimmer gesetzt, all ihre alten Konten aufgelöst und sämtliche Daueraufträge geändert. Eine «ganz, ganz schöne Energie» sei da entstanden, erinnert sich eine von ihnen. Die GLS-Bank hat ihnen zehn Karten für das Girokonto ausgestellt, mehr ging nicht. Sie haben wieder einen Safe, aus dem sich jeder Geld nehmen kann, wenn er es braucht. Und zwei Hüterinnen des Kontos, die aufpassen, dass nicht irgendein Betrüger eine ihrer zehn Karten missbraucht, wobei sich schon jetzt herausstellt, dass das bei zehn Karten eigentlich gar nicht möglich ist, einen Überblick zu behalten.

Neulich waren sie Eis essen, und eine hat beim Zahlen gesagt, dass sie das übernimmt. Da haben sie alle sehr gelacht.

Sie nennen sich Mögis, wie Vermögen.

Manchmal diskutieren sie in der Vermögensgemeinschaft jetzt darüber, ob ein Kind Schuhe für 150 Euro braucht. Aber dafür öko – und sie können an andere weitergegeben werden. Manche fragen sich, ob sie sich von ihrem gemeinsamen Geld eine Indien-Reise bezahlen lassen können. Eine nach Hawaii? Ein Mal 1000 Euro den Neffen schenken? Sie freuen sich, wenn eine etwas zusätzlich verdient hat, und sagen, dass das eine viel größere Freude sei, für zwölf.

Das Geben, stellen einige fest, sei gar nicht das Problem. Nur beim Nehmen müssten sie sich noch überwinden. ■■■

Johannes Gernert ist Redakteur der taz.am wochenende. 2010 erschien von ihm «Generation Porno». Im selben Jahr wurde er mit dem Axel-Springer-Preis für Junge Journalisten ausgezeichnet.
www.schloss-tempelhof.de



Das Dorf

In Tempelhof an der Grenze von Bayern und Baden-Württemberg leben und arbeiten 90 Erwachsene zusammen. Ihr Essen bauen sie zu großen Teilen selbst auf den umliegenden Feldern an, backen eigenes Brot und bieten Wochenendseminare für Menschen an, die ihre Gemeinschaft kennenlernen wollen. Das Durchschnittsalter der Tempelhofer ist 37.



Die Kinder

35 Kinder wohnen in der Gemeinschaft und besuchen die dorfeigene Schule. Für sie wird grundsätzlich nichts berechnet, weder für den Unterricht noch für den Lebensunterhalt. Die Erwachsenen zahlen sogenannte Nutzungsgebühren und Beiträge fürs Essen, die gemeinsam festgelegt werden.



Die Regeln

Die Bewohnerinnen und Bewohner entscheiden alles gemeinsam. Es gibt dafür ein sechstufiges Verfahren von Zustimmung und Ablehnung. Die ablehnenden Kategorien heißen «schwere Bedenken», «Beiseitetreten» oder «Veto». Erst bei einem Veto eines einzigen Mitglieds wird das Vorhaben gestoppt. «Beiseitetreten» bedeutet, dass der Mensch, der einen Beschluss ablehnt, dabei nicht mitmachen muss. Alle Entscheidungen werden ausführlich diskutiert. Das kann anstrengend sein. Ausgestiegen sind aus dem Dorf bisher allerdings trotzdem nur sehr wenige. Klar definiert ist das Verfahren, nach dem in diesem Fall das Geld zurückgezahlt wird.



Die Arbeit

40 der 90 erwachsenen Dorfbewohner arbeiten als freie Teil- oder Ganztagskräfte für die Gemeinschaft. 30 sind Selbstständige oder bekommen Rente. 20 sind in der Umgebung beschäftigt.

Die Projekte

Der Berliner Designer Van Bo Le-Mentzel verschenkt Pläne für Möbel und Häuser und will dafür gute Geschichten haben. Was er zu hören kriegt, heitert ihn wochenlang auf, und im Handumdrehen ist die nächste Idee auf dem Tisch.

«Wer sagt, dass wir Geld zum Überleben brauchen?»

Interview: **Heike Blümner**



Heike Blümner: Ihr neuestes Projekt, das «Unreal Estate Haus», ist einen Quadratmeter groß und mobil einsetzbar. Ist das ein Fortschritt gegenüber einem klassischen Wohnwagen? Von denen haben wir ja wahrlich genug ...

Van Bo Le-Mentzel: Der Unterschied zwischen einem Wohnwagen und meinem Haus ist ungefähr so wie die Entscheidung, in einem Restaurant zu essen oder lieber selber zu kochen. In beiden Fällen wird man satt oder hat ein Dach über dem Kopf. Aber der wesentliche Unterschied ist, wenn man Dinge selber macht, dass man sie für sich selbst macht. Wie bei einem Kochrezept kann man bei meinem Haus den Bauplan ganz nach seinem Geschmack und seinen Anforderungen verändern.

Wer kann Ihre Baupläne nutzen?

Im Prinzip jeder. Man kann sich die Pläne für meine Projekte auf meiner Website herunterladen. Diese Art von Share Economy basiert auf der Haltung, dass es uns allen besser gehen würde, wenn wir teilen. Auch ich hinterfrage mit meiner Arbeit prinzipiell, ob Eigentum, wie wir es definieren, überhaupt existiert. Für mich führt der bessere Weg zwangsläufig über das Teilen, denn wir sehen ja bereits heute, dass Kriege geführt

werden, weil Leute Rohstoffe und ihr vermeintliches Eigentum verteidigen.

Welche Gegenleistung erhalten Sie für Ihr Angebot?

Meine Währung ist Offenheit, und mir gefällt es, wenn im Gegenzug die Menschen etwas von sich preisgeben. Die Geschichten hinter den Menschen, die meine Sachen nutzen, sind mir mehr wert als ein paar Euro. Es gab einen Parkinsonkranken, der mit Hilfe meiner Pläne ein persönliches Erfolgserlebnis verbuchen konnte, oder eine Frau, die über das Bauen meiner Möbel wieder einen guten Kontakt zu ihrem Exfreund herstellte. Die meisten Leute, die die Pläne anfordern, loben mich überschwänglich. Das heitert mich wochenlang auf, und ich habe das Gefühl, dass ich mit meiner Kreativität etwas Sinnvolles gemacht habe.

Wäre es nicht eine noch größere Bestätigung, wenn Sie von dieser erfüllenden Arbeit leben könnten? Sie arbeiten ja hauptberuflich in einem Architekturbüro.

Damit hadere ich jeden Tag. Die kreative Seite meiner Arbeit macht mir Spaß, wir haben zum Beispiel mit meinem Team einen Zoo in Korea für Samsung entworfen. Aber die Auftraggeber sind oft große Kon-



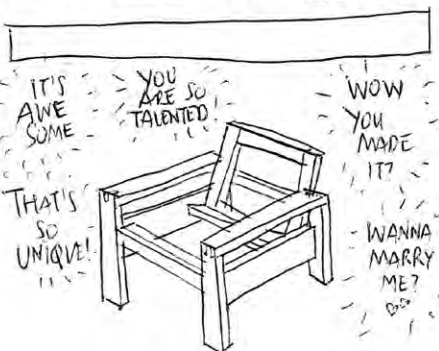
↑ Das «Unreal Estate Haus», die «Unreal Estate Haus Food Station» (oben rechts) und der «24 Euro Chair» (unten rechts)



«Konstruieren statt Konsumieren»

Das ist das Motto des Berliner Architekten Van Bo Le-Mentzel (37). Mit seinen schlichten und preiswerten, von der Bauhausbewegung inspirierten Möbeln möchte Le-Mentzel vor allem einkommensschwachen Menschen die Möglichkeit bieten, sich stilvoll einzurichten. Seine Objekte heißen «24 Euro Chair» oder «Neukoelln Desk». Schlagartig bekannt wurde er 2010 mit seiner «Hartz-IV-Möbel»-Reihe.

MY PROJECT FOR THIS WEEK: THE LEGENDARY 24 EURO CHAIR



zerne, die meiner Einstellung zu Leben und Arbeit völlig entgegenstehen. Denen geht es nur um Verkaufen und Wachsen.

Markiert dieser Widerspruch nicht die generelle Schwachstelle der Share Economy? Weil es am Ende nicht möglich ist, das Teilen in allen Lebensbereichen durchzuziehen?

Die eigentliche Frage ist doch: Stimmt es überhaupt, dass wir Geld verdienen müssen, um zu überleben?

Es gibt sicher Menschen, die sich ganz bewusst aus dem konventionellen Wirtschaftskreislauf verabschiedet haben und gut von den Wohlstandsresten unserer Gesellschaft leben. Aber das ist ein Fulltimejob und ein Weg, den auch Sie zum Beispiel nicht gewählt haben.

Ja, aber ich stelle mir ständig die Frage, was der Mensch braucht, um gut zu überleben, und komme mehr und mehr zu dem Schluss, dass es ganz andere Sachen sind, als man auf Anhieb meinen könnte. Und mir fallen ständig neue Sachen ein, wie man sich aus den scheinbar naturgegebenen Abhängigkeiten befreien könnte. Wenn ich mir zum Beispiel anschau, wie viele Fabrik- und Bürogebäude leerstehen, zum Beispiel im Ruhrgebiet, da könnte man

doch selbst prima Wohnraum draus schaffen. Da braucht es keinen Investor oder den Staat. Es ist nur eine Frage des Willens, und ich bräuhete da nur einen Schlüssel.

Ihre Projekte und Objekte erhalten stets sehr viel Anerkennung in der Kunst-, Medien- und Architekturwelt. Welche Reaktionen kommen aus der Politik oder aus den Behörden? Nutzen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vom Jobcenter oder von den Sozialverbänden zum Beispiel Ihre Hartz-IV-Möbel?

Meine Pläne hängen auch in einigen Jobcentern, aber die Aufgabe eines Mitarbeiters dort ist nicht, zu denken, sondern die Statistik runterzukriegen. Ich glaube, meine Projekte sind da zu kreativ, wer in der Mühle drin ist, versteht und nutzt das eher nicht.

Wer nutzt dann Ihre Ideen? Sind es vor allem Leute, die auch sonst eher design-affin sind?

Es sind immer Leute, die mal etwas Neues ausprobieren wollen und wenig Geld haben. Hartz-IV-Empfänger zu sein ist jedenfalls nicht die Voraussetzung. Das ist so ein Old-Economy-Denken, dass man versucht, etwas «für die Leute» zu machen: Für die Hartz-IV-Empfänger, für die Behinderten, für die Flüchtlinge, für die Entwicklungsländer – mir geht es um Zugang zu allem für alle, und ich glaube, die Dinge sind einfach sowieso schon da. Man sollte Ressourcen, und dazu zähle ich auch Betten und Wohnraum, nicht der Politik überlassen.

Wo und wie würden Sie denn am liebsten leben?

Ich finde diese Schrebergartenkolonien in Berlin total interessant. Manche sind mitten in der Stadt, andere an abseitigen Stellen unter Brücken oder an Bahngleisen. Da würde ich gerne eine Siedlung gründen, so ein kleines Dörfchen.

Es könnte passieren, dass Ihnen die Schrebergärtner für diese Idee aufs Dach steigen.

Ich mache das natürlich nur mit denen zusammen. ■■■

Heike Blümner arbeitet als freie Journalistin. Sie ist Autorin des Bestsellers «Eine Frau – ein Buch» und von «Let's face it – Das Buch für alle, die älter werden».

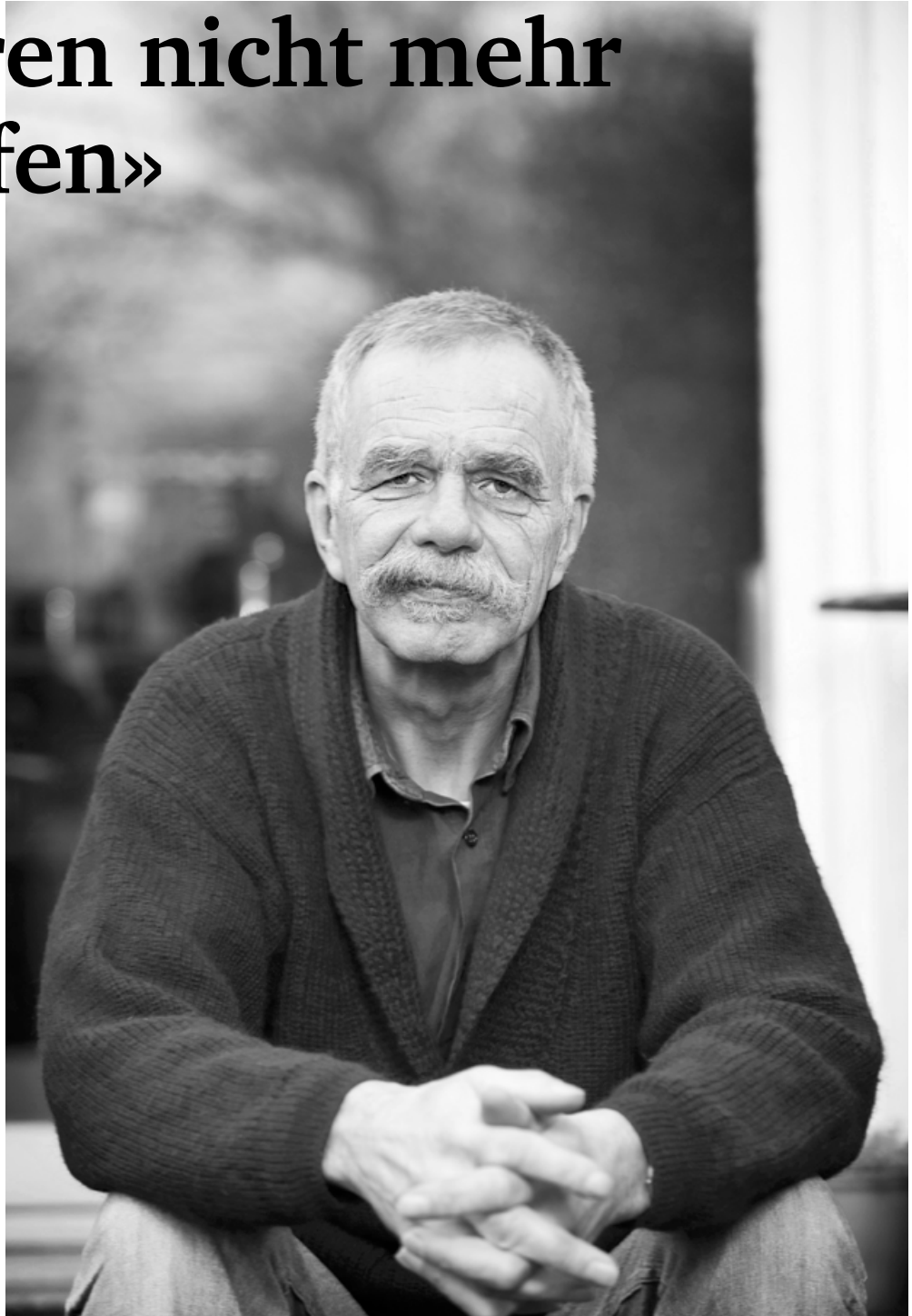
Hartzivmoebel@blogspot.de, facebook.com/buildmorebuylless, anschlaege.de, Betahaus.de, Lets-share.de

Die Projekte

In den Supermarkt geht Wolfgang Stränz nur noch, wenn er Katzenfutter oder Zigaretten braucht. Der Buschberghof bei Hamburg versorgt ihn mit allem, was bei ihm auf den Teller kommt. Dafür bezahlt er im Voraus und garantiert damit, dass der Hof unabhängig produzieren kann – ein Modell, das Schule gemacht hat.

«Ich war seit 25 Jahren nicht mehr einkaufen»

Von **Daniil Kushnerovich**



Wenn Wolfgang Stränz schnell und anschaulich erklären will, wie es bei ihm läuft, öffnet er mit einem Ruck seinen Kühlschrank. Gerade vergangene Woche hat er eine Lieferung bekommen. Kleine und große Päckchen lagern dort, alle ordentlich in weißes Papier eingepackt. Nur die Form lässt erahnen, was davon Käse ist und was Wurst – keine Plastikverpackung, keine Etiketten, keine Folien. Daneben stehen zwei Glasflaschen mit etwas Weißem darin: Milch, in der kleineren Flasche Sahne. Die Sachen sehen aus, als würden sie gerade frisch von einem Bauernmarkt kommen, Stränz wohnt mitten in Hamburg. Alles, was in seinem Kühlschrank lagert, ist vom Buschberghof – einer solidarischen Landwirtschaft in Fuhlenhagen, etwa 40 Kilometer von Hamburg entfernt. Dort betreiben vier Bauern Landwirtschaft und versorgen etwa 300 Hamburger/innen mit Obst und Gemüse, Fleisch, Brot und Molkereierzeugnissen. Im Gegenzug trägt die Gemeinschaft die Kosten des Hofes.

Der Gedanke dahinter ist simpel: Die Bauern wirtschaften unabhängig vom Marktgeschehen, sie müssen sich keinem Wettbewerb unterwerfen oder darauf achten, dass ihre Produktionsweise rentabel ist. Für die Verbraucher bedeutet Solidarische Landwirtschaft gesunde Lebensmittel und mehr Transparenz – jedes Mitglied kann auf den Buschberghof fahren und sich ganz persönlich anschauen, wo der Salat und die Tomaten wachsen, die bei ihm auf dem Teller landen. Alles bio selbstverständlich. Und auch Transportwege, Groß- und Einzelhändler entfallen auf diese Weise.

Vor etwa 25 Jahren kam die Idee aus den USA, wo sich in den 80er Jahren die ersten Landwirte mit den Verbrauchern zu den sogenannten Community Supported Agriculture (CSA) zusammenschlossen. Der Buschberghof war der erste, der seinen Betrieb umstellte. Es war die Zeit nach der Katastrophe in Tschernobyl. Die Leute waren unsicher, ja ängstlich sogar, welche Lebensmittel sie noch ohne Bedenken essen konnten, vor allem Gemüse. «Das CSA-Konzept hat hier wieder Vertrauen geschaffen», sagt Stränz.

Lange Zeit blieb der Hof in Fuhlenhagen der einzige seiner Art in Deutschland; heute gibt es etwa 50 solidarische Landwirtschaften. Nicht alle haben ihre Produktion vollständig auf das CSA-Prinzip umgestellt. Viele spezialisieren sich, auf Gemüse zum Beispiel. Bis heute gibt es keinen Hof, der seine Gemeinschaft so ganzheitlich wie der Buschberghof versorgt – mit praktisch allem, was zum Leben notwendig ist. Aber die CSA-Bewegung boomt: Allein im vergangenen Jahr wurden zehn neue Höfe gegründet. Immer mehr vernetzen sie sich auch untereinander, bilden regionale Gruppen, die Erfahrungen, aber auch Materialien wie Saatgut untereinander austauschen. Inzwischen gibt es im Netz sogar detaillierte Anleitungen, wie man einen CSA-Betrieb gründet.

Daniil Kushnerovich wurde 1986 in Moskau geboren, zog 1999 mit Eltern und Bruder nach Deutschland und studierte später Politikwissenschaft und Geschichte in Chemnitz und Göttingen. Zurzeit absolviert er ein Journalistenvolontariat.

→ www.buschberghof.de

Übersicht aller CSA-Höfe in Deutschland

→ www.solidarische-landwirtschaft.org/de/mitmachen/eine-solawifinden/#c304

Die Idee ist immer dieselbe: Eine begrenzte Mitgliederzahl trägt die Hofkosten und wird mit den Erzeugnissen versorgt.

Jedes Mitglied entscheidet, wie viel es bezahlen will

Die Kosten, die die Gemeinschaft für den Hof trägt, beliefen sich im Jahr 2012 auf etwa 360.000 Euro. Wer von den 300 Mitgliedern wie viel dazugibt, bleibt jedem selbst überlassen. Der Hof spricht lediglich eine Empfehlung aus – zurzeit etwa 150 Euro monatlich für Erwachsene, die Hälfte für Kinder. Einmal im Jahr gibt es eine Vollversammlung, bei der die Landwirte das Budget für das kommende Jahr vorstellen. Jedes Mitglied füllt dann ein Formular aus und trägt ein, wie viel es beisteuern möchte.

Probleme, sich auf diese Weise zu finanzieren, hatte der Buschberghof noch nie, das Geld kam bisher immer zusammen. Eine fast märchenhafte Erfolgsgeschichte, für die Stränz, ehrenamtlicher Schatzmeister der Gemeinschaft, keine rechte Erklärung hat. Außer, dass es in Geldangelegenheiten sehr bodenständig und pragmatisch zugeht: «Wird der nötige Betrag beim ersten Mal nicht erreicht, geht der Hut noch einmal rum.» Das kam schon mal vor, aber am Schluss war die Kasse dann voll. «Einmal waren wir sogar schon beim ersten Durchgang drüber – dann haben wir zusammen überlegt, was wir mit dem Geld anstellen können.»

In Stränz' Vorgarten steht ein kleines Holzhäuschen mit ein paar grob gezimmerten Regalen und ein paar Kisten. Dort landen wöchentlich die Lebensmittel, die von den Mitgliedern verteilt werden; pro Stadtteil gibt es meist mehrere solcher Stützpunkte. Regelmäßig kommen die Mitglieder aus der Nachbarschaft bei Stränz vorbei und holen die Sachen ab. Brot und Milchprodukte werden nach Bedarf vorbestellt, bei Fleisch (es gibt Rind, Schwein, Lamm und Geflügel) bekommt jeder etwas von allem. Und das Gemüse kommt so an, wie es der Boden hergibt, «so etwas wie Normierung von Gurkenformen gibt es da natürlich nicht.»

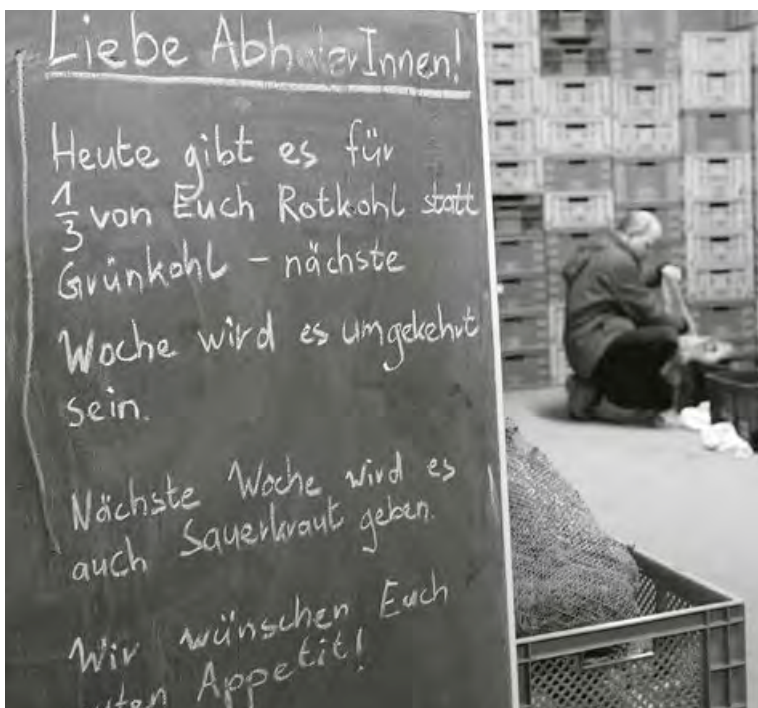
Beete so bunt wie in einem Schrebergarten

Die Gurken wachsen im Reich von Axel Iser. Er ist einer von vier Landwirten auf dem Buschberghof und betreibt dort seit 1993 Gemüseanbau. Er steht am Rande einer seiner Äcker, der etwa so groß wie ein Fußballfeld ist und ungewöhnlich bunt. In vielen Reihen wächst dort ein halbes Dutzend unterschiedlicher Gemüsesorten, alle zwei bis drei Meter eine neue: Kartoffeln neben Roter Beete, Porree neben Salat und Möhren und zwischendurch immer wieder ein Paar Blumenbeete. Es sieht aus wie ein überdimensionaler Schrebergarten, kein Vergleich zum sonst gewohnten Landschaftsbild voller einfarbiger Maisfelder, so weit das Auge reicht.

Die Projekte



«Ein Arzt, eine alleinerziehende Mutter, ein PR-Berater – der Buschberghof zieht ganz unterschiedliche Menschen an.»



Stränz führt vom Kühlschrank in den Keller zu seinem «Vorratsschrank»: eine Holzkiste, etwa so groß wie ein Wäschekorb, zugedeckt mit einem Tuch. Als er das Tuch hochnimmt, freut er sich über den Duft von Tomaten, frischen Bohnen und Paprika. «Man entwickelt eine ganz andere Beziehung zu Lebensmitteln, wenn man weiß, wo die Sachen herkommen und wie viel Herzblut da drin steckt.» In der Kiste lagern auch Gurken, Zucchini und Feldsalat, bei dem auf den Blättern noch etwas dunkelbraune Erde klebt. Stränz ist schon dabei, seitdem der Buschberghof 1988 auf den CSA-Betrieb umgestellt hat. In den Supermarkt geht er nur noch, wenn er Gewürze, Katzenfutter oder Zigarettenscheiben braucht. Früher arbeitete er in der Erwachsenenbildung, gab Computerkurse in Firmen. Heute ist er Rentner und lebt in einem großen, gutbürgerlichen Haus: mit großem Garten, gemähtem Rasen und einer rustikalen Holzbank. Als «Öko» würde er sich nie bezeichnen; dass er aber nur noch isst, was 40 Kilometer von seinem Haus entfernt wächst, ist für ihn selbstverständlich geworden. Ebenso für die anderen Mitglieder: ein Arzt, eine alleinerziehende Mutter, ein PR-Berater – der Buschberghof zieht ganz unterschiedliche Menschen an. Die einen sind wie Stränz bereit, einen bestimmten Betrag für Lebensmittel auszugeben, die sie in keinem Supermarkt bekommen. Andere suchen darüber hinaus Transparenz über die Produktion und eine persönliche Beziehung zum Hof.

Gegessen wird, was in die Kiste kommt

Iser entscheidet nicht nur, was angebaut wird, sondern auch, was später bei Stränz in der Kiste landet. Wünsche nimmt er gerne entgegen, aber das eigentliche Sagen hat auf dem Buschberghof die Natur. Was im Winter nicht wächst, das gibt's auch nicht. Und wenn das Jahr, wie 2013, trocken ausfällt, wird ein paar Wochen später geerntet. «Wir hatten aber auch schon mal ein Jahr, da konnten wir die Milchflaschen nur 3/4 voll machen», erzählt Iser. Die Mitglieder nehmen das meist hin. «Schließlich weiß man, worauf man sich einlässt, wenn man auf solidarische Landwirtschaft umsteigt.»

Zum Beispiel darauf, auch mal mit anzupacken. Wenn die Ernte ansteht, bittet Iser um Hilfe – bei der Möhrenernte oder einfach nur beim Unkrautjäten. «Ich möchte auch, dass die Leute sich für das Land interessieren, von dem sie essen, und sich verantwortlich fühlen.» Und die wollen das auch, kommen gerne und sagen dann manchmal zu ihm: «Den Brokkoli, den habt ihr dieses Jahr aber besonders gut bekommen!». Iser lacht. Bei so viel Lob dürfte es einfach sein, das im nächsten Jahr noch eine Spur besser hinzukriegen. ■■■



Der französische Verein Terre de Liens kauft seit Jahren Boden auf, um ihn der Spekulation zu entziehen, als Gemeingut zu erhalten und ihn Bauern zu geben, die sonst hätten aufgeben müssen. Silke Helfrich hat den Gründer Sjoerd Wartena getroffen, ihr Fazit: «My new commons hero»

Land für alle(s)

Von **Silke Helfrich**

Nur eine Stunde lag zwischen Meet und Tweet. Er sprach auf einer Tagung in den Schweizer Bergen. Ich hörte ihm gebannt zu. Dann twitscherte ich: «Sjoerd Wartena is my new #commons hero.»

Wartena hatte die Geschichte von Terre de Liens erzählt. Wie er vor 35 Jahren begonnen hatte, Land als Commons zu denken; als etwas, das niemandem alleine gehört. Der big size & cheap food-Dominanz sei nur mit anderen Eigentums-, Nutzungs- und Bewirtschaftungsformen zu begegnen. Community Connected Farming war seine Vision. Eine Landwirtschaft, in der Beziehungen im Mittelpunkt stehen.

Was immer ich über Commons theoretisierte: Sjoerd Wartena ließ es im Handumdrehen konkret und praktisch werden. Er sprach geerdet, verbunden mit dem Land und den Menschen, die es bestellen.

Zu Beginn, als Terre de Liens noch eine Idee war, erwies sich der Zugang zu Land als Riesenhürde. Schließlich dominiert die Aggroindustrie nicht nur die Nahrungsmittelproduktion, sondern auch die Flächennutzung. Land wird dabei wie ein Ware be- und gehandelt, obwohl es niemand hergestellt hat, und die Erde zudem, um mit Kant zu sprechen, «im Gemeinbesitz der Menschheit» ist!

Das führt zu den typischen Problemen der Warenwirtschaft: Konzentration, weniger Vielfalt bei der Nutzung und schwindelerregende Preise für das Land: Seit 1980 sind sie in Großbritannien um 460 Prozent gestiegen, ähnlich in den Niederlanden. In Deutschland zogen sie in den 80ern sprunghaft an, stabilisierten sich und gingen jüngst wieder hoch. Die Güte des Bodens spielt dabei kaum eine Rolle, denn Land dient sehr verschiedenen Interessen.

1. Zwar regelt der Markt die Transaktionen und die staatliche Raumordnung, strukturiert die Nutzungszwecke, aber weder Markt noch Staat verbinden das Land mit den Menschen. Auch deswegen gibt es Terre de Liens. Man kann eine enkeltaugliche Landwirtschaft nicht ohne Bindungen (liens) zum Land denken, nicht ohne die Umwelt zu schützen, Böden zu pflegen oder Wissen weiterzugeben. Das Land ernährt uns nur, wenn wir es nähren. Dies ist für Wartena kein «romantischer Schwanengesang», sondern «Beschäftigung mit Sinn». Offenbar ist diese für immer mehr Menschen attraktiv. Während viele Einzelbauern den Kampf um Marktanteile aufgeben, gedeihen Konzepte wie die Solidarische Landwirtschaft (engl. Community Supported Agriculture). Sogar von einer «SoLaWi Gründungswelle» war auf dem ersten Netzwerktreffen im Februar 2014 in Niederkaufungen die Rede. 42 Höfe gibt es bereits in ganz Deutschland, 50 werden gerade gegründet, Tendenz: steigend.

Im Europa der 27 werfen derweil über 1000 Bauern im Jahr die Hacke ins Korn. Selten wird darüber geredet, wie viel der Existenzkampf auf dem Markt dazu beiträgt. Deswegen fragt Terre de Liens: «Wollen wir unsere Lebensmittelproduktion den Konzernen überlassen, die in Maschinen investieren, statt in Menschen?» Wäre es nicht besser, eine «Landwirtschaft der Nähe zu betreiben?» Und Land als Gemeingut zu verstehen, das Verbindungen zugleich stiftet und erfordert? 2003 wurde der Verein gegründet, später eine Solidarische Investitionsgesellschaft, und seit 2013 existiert eine gemeinnützige Stiftung. Die Investitionsgesellschaft kauft Land für Höfe, die ohne Unterstützung aufgeben müssten, um ihnen eine Bewirtschaftung zu ermöglichen, die es ohne Terre de Liens nicht geben würde. Und Terre de Liens fragt immer wieder: Wie können wir dieses Land auch morgen als Gemeingut erhalten?

Ziele und Grundsätze von Terre de Liens

→ Land soll der Landwirtschaft erhalten bleiben: Der Landkauf entzieht das Land der Bebauung, der Spekulation oder dem Energiepflanzenanbau.

→ Gemeingut soll Gemeingut bleiben: Das erworbene Land wird nicht wieder verkauft. Und weil Land keine Ware ist, werden den fast 8500 Anteilseignern von Terre de Liens keine Zinsen gezahlt.



Die Projekte

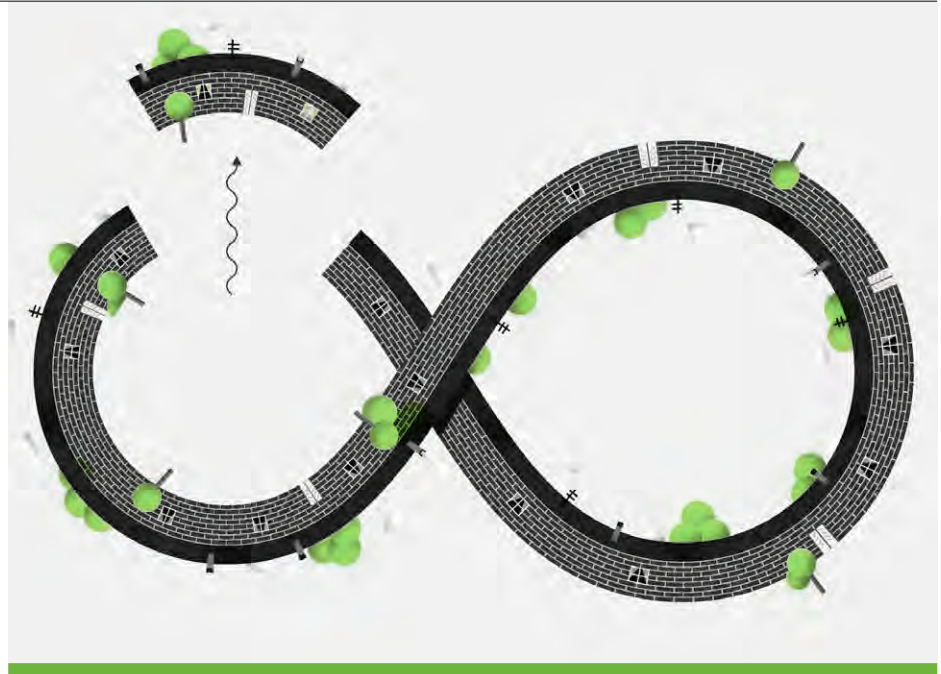
→ Fruchtbarer Boden soll fruchtbar bleiben. Am besten über biologisch-dynamischen Anbau. Das gelingt nicht immer, denn die Entscheidung liegt bei den bewirtschaftenden Bäuerinnen und Bauern selbst. Terre de Liens aber unterzeichnet mit ihnen Vereinbarungen, in denen der Wechsel des Anbaus von Früchten oder die Erntetechniken festgelegt sind.

30 Millionen Euro hat Terre de Liens bereits mobilisiert, um über 2200 Hektar zu kaufen, das entspricht der Größe von knapp 3100 Fußballfeldern. Und hat so das gemeinsinnige Wirtschaften von 130 französischen Bauernhöfen ermöglicht oder unterstützt. Im Schnitt bewirtschaften 7,5 Bauern ohne Existenznöte 100 Hektar Land nach Terre-de-Liens-Prinzipien, das sind 2,5 mehr als im Landesdurchschnitt.

Verkauft wird vor Ort, auf Märkten oder in eigenen Verkaufsstellen. Auch mit Solidarischer Landwirtschaft experimentiert Terre de Liens, denn sie bietet die Chance, sich noch unabhängiger von den Märkten zu machen.

Während ich dies schreibe, kommt es mir so einfach vor. Einleuchtend und enkel-tauglich. Doch Terre de Liens hat jahr-zehntelang Anlauf genommen. Die Idee wollte nicht in den Zeitgeist «mein Acker, mein Produkt, mein Marktanteil» passen. Sjoerd Wartena – übrigens ein ehemaliger Weltklasseruderer – hat Weitsicht und Hartnäckigkeit bewiesen. Deshalb dieser tweet, über den er sicher schmunzeln würde. ■■

Silke Helfrich ist freischaffende Publizistin und Referentin mit Schwerpunkt auf Commons. Sie war zwischen 1999 und 2007 Büroleiterin der Heinrich-Böll-Stiftung in Mittelamerika, Mexiko und Kuba. Sie bloggt auf
→ www.commonsblog.de
→ www.terredeliens.org



Der Verein FreiRaum Alfter kauft Häuser auf, um sie an junge Menschen und Familien weiterzugeben. So kam die Gruppe «Dranbleiben»* an eine Gärtnerei, die sie für ihre Projekte umbaut. Ihr Fazit: Der zuweilen belächelten Generation «Maybe» fällt sehr viel ein, wenn man sie nur lässt.

Alle(s) unter einem Dach

Von den «Dranbleibern»

Sind sie nicht wahre Schlafwandler in der Blüte ihres Lebens – diese orientierungslosen, vollkommen idealfreien Horden von Praktikanten, Hipstern und Weitgereisten im Alter von 18 – 27 Jahren? Diese Generation «Maybe», die nicht weiß, woher sie kommt, und schon gar nicht, wohin sie will?

Doch wie soll man Ideen entwickeln und vor allem an ihnen festhalten, wenn man schon zu Schulzeiten auf maximale Flexibilität in allen Lebensbereichen sowie Erfolg in Job und Karriere als Höchstem aller Ziele getrimmt wird? Wie soll man das eigene Handeln und dessen Auswirkung auf Gesellschaft und Umwelt reflektieren,

wenn man fortwährend dazu angehalten wird, am eigenen Lebenslauf zu feilen? Wie soll man Freundschaften pflegen, wenn sie zwischen Prüfungsphasen, Auslandssemestern und nicht enden wollenden Umzügen geradewegs zerrieben werden?

Diese Fragen stellten wir uns auch als Freundeskreis, der sich während des Studiums in Bayreuth zusammengefunden hatte, als wir vor einer Entscheidung für die Zeit nach dem Abschluss des Bachelor-Studiums standen. Wir entschlossen uns dazu, diese Entscheidung gemeinsam treffen zu wollen – gegen einen Zeitgeist von zunehmender Individualisierung, Flexibilisierung und Ökonomisierung aller Lebensbereiche. Wir

entschieden uns fürs «Dranbleiben» und nannten uns auch so:

→ **Dranbleiben an unseren Projekten:** Lese- und Aktionskreise, Blog und Wiki (generationjetzt.de), Eigenanbau von Lebensmitteln, Einkaufs- und Schenkreise – all diese Projekte, die während unserer Zeit in Bayreuth ihren Anfang nahmen, wollen weiter entwickelt werden und brauchen einen entsprechenden Nährboden

→ **Dranbleiben an persönlichen Beziehungen:** Menschen sind auf ein stützendes Netz von langfristigen Beziehungen angewiesen – warum sollte man das vor der Entscheidung zu einem neuen Lebensabschnitt dann nicht maßgeblich mit einbeziehen?

→ **Dranbleiben an der Gesellschaft:** Wie jeder einzelne Mensch ist auch eine Gruppe auf ein gesundes Umfeld angewiesen. So möchten wir uns in lokale Strukturen einbinden und unser gesellschaftliches Umfeld mitgestalten, indem wir dauerhafte Räume für Austausch, Gemeinschaft, Kultur und Kreativität schaffen.

Mit diesen Ideen machten wir uns auf die Suche nach einem Ort, der für alle Perspektiven bot. Nach mehreren Monaten intensiven Dialogs fiel unsere Wahl schließlich auf den Raum Köln-Bonn. Hier gerieten wir recht schnell in Kontakt mit dem FreiRaum Alfter e.V. Der gemeinnützige Verein kauft seit über 30 Jahren Häuser auf, um Grund und Boden einer verwertenden Nutzung zu entziehen und beides zu bezahlbaren Preisen jungen Menschen und Familien zur Verfügung zu stellen. Die Darlehen werden über die Mieten der Bewohner abbezahlt, am Ende gehören die Häuser dem Verein. Und der nutzt seine Mittel, um die Häuser instand zu halten und neue zu kaufen.

Abgesichert werden die Kredite auf zwei Wegen: einerseits über alle Häuser, die dem Verein bereits gehören («Einer für alle, alle für einen»), andererseits über Bürgschaften mit einem Gesamtvolumen von circa 15 Prozent des Kaufpreises, wobei einzelne Bürgschaften maximal 3000 Euro betragen dürfen. Wenn eine Gruppe also den Kauf eines Hauses initiieren möchte, muss sie viele Unterstützerinnen und Unterstützer finden, damit im Falle eines Scheiterns keiner der Bürgen in den Ruin getrieben wird. Und als Bewohnerin oder Bewohner eines Vereinshauses verpflichtet man sich nicht nur dazu, die Miete zu zahlen, sondern auch jährlich zu 30 Arbeitsstunden, die den Erhalt der Gebäude sichern sollen.

«
Die Nachbarn sind froh
über frischen Wind
in der Straße, die Lage
zwischen Köln und Bonn ist
für alle ideal, sei es
für Ausbildung, Job
oder Studium.
»

Dieses Konzept schien für die Anforderungen unserer Gruppe wie gemacht – maximale Gestaltungsfreiheit bei Kauf und Umbau, selbstverwaltetes und -verantwortetes Wohnen in Gemeinschaft und das Umfeld eines Vereines, innerhalb dessen man auch in Lebensbereichen wie Konsum und Kultur gemeinsame Wege gehen kann.

So ist es nach eineinhalb Jahren Planungsphase eine ehemalige Gärtnerei in der Nähe von Bonn geworden, die wir zu einem Lebensraum für neun Personen um- und ausbauen. Die zahlreichen Nutzflächen bieten Raum für Werkstätten und Projekte, der kleine Garten soll demnächst noch durch ein nahe gelegenes Stück Land erweitert und bewirtschaftet werden, die Nachbarn sind froh über frischen Wind in der Straße, die Lage zwischen Köln und Bonn ist ideal für alle, sei es für Ausbildung, Job oder Studium.

Bezeichnenderweise reagierte teilweise gar das engste Umfeld skeptisch: «Leg dich doch nicht fest!», «Wer weiß, ob das alles funktioniert», «Entscheide dich lieber nach dem besten Studiengang». Und selbstverständlich gab es auch auf unserer Seite Momente des Zweifels – gerade in jenen Momenten, in denen das vage Ziel eines gemeinsamen Wohnprojektes und die damit verbundenen Anstrengungen die Gemeinschaft vollkommen vereinnahmten. Um Gemeinschaft als Ausgangspunkt und Grundlage eines solchen Vorhabens nicht zu verlieren, gilt es, sie in erster Linie stets zu leben: in Gesprächen, Unternehmungen und gegenseitiger Fürsorge. Nur so bleibt Vertrauen gewahrt, das jeder Einzelne braucht, um Schweiß, Hirnschmalz und Geld in das gemeinsame Projekt zu stecken, es zu erhalten und zu entwickeln.

Man muss der «Generation Maybe» nur ihre Freiräume lassen, dann wird sie ihre ganz eigenen Ideen entwickeln und umsetzen, wie ein verantwortungsbewusstes Miteinander der Zukunft aussehen kann. Darauf hoffen die Menschen von *dranbleiben@generationjetzt.de* ... ■■■

*Das Projekt «Dranbleiben» ist ein Modellversuch für eine gemeinschaftliche Wohn- und Lebensform. Ziel ist es, eine solidarisch und ökologisch nachhaltige Lebensweise zu verwirklichen.

Die Projekte

Das Glück bekommt ein Ministerium ... und viele andere gute Neuigkeiten

Gesammelt von **Friedrich Landenberger**

Willst du was abhaben?



Immer mehr Menschen sind bereit, ihr Essen zu teilen. Auch, weil sie sich über die Verschwendung und ungleiche Verteilung von Lebensmitteln ärgern.

Der Urlaub steht vor der Tür und der Kühlschrank ist voll. Alles vergammeln lassen oder gleich alles in den Müll? Natürlich nicht, meint Valentin Turn, Mitbegründer von foodsharing.de, einer digitalen Börse für Lebensmittel, für die er das Motto: «Lebensmittel teilen statt wegwerfen» ausgerufen hat. Wer sich auf dieser Plattform einloggt, kann dort überschüssige Lebensmittel anbieten, je nach Wunsch an private oder gemeinnützige Abnehmer. Er kann dort auch selber suchen oder seine Vorräte zum Teilen anbieten. Am 8. März 2014, 16 Uhr, warteten in Berlin zum Beispiel «Loser Schwarzer Tee», in Duisburg eine «Packung Mortadella Bologna» und in Rödermark sogar «Frisch gebratene Nudeln» auf ihre Abholer. Warum auch sollte fremden Menschen nicht schmecken, was man gerade für die eigene Familie zubereitet hat?

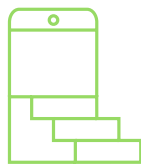
Möhre mit drei Spitzen? Schmecken genauso gut!

Mittlerweile gibt es viele Initiativen, Essen vor dem Müll zu bewahren oder es zu teilen. In Berlin sammeln Lea Brumsack und Tanja Krakowski von «Culinary Misfits» Obst und Gemüse auf, das auf den Äckern und dem Boden liegenbleibt, weil es zu groß, zu klein oder zu krumm ist, jedenfalls nicht der Norm entspricht. Sogenannte Containerer machen Jagd auf Lebensmittel, die in den Abfallkübeln der Supermärkte landen, weil das Mindesthaltbarkeitsdatum überschritten ist, und teilen sie mit Freunden

und Nachbarn. Aus Italien stammt die Idee des Caffè sospeso: Wer einen Kaffee kauft, bezahlt für zwei und teilt ihn so mit jemandem, der sich kein warmes Getränk leisten kann.

→ Foodsharing.de
→ Culinarymisfits.de
→ facebook.com/Bohnuskaffee

Bildung ohne Kohle



Kein Geld für Studentebude und Lehrbücher? Die größten Universitäten der Welt heißen khan-academy, coursera, udacity oder edX. Sie sind kostenlos und für alle zugänglich.

Es war, wie so oft, reiner Zufall: Die Cousine des Amerikaners Salman Khan hatte Probleme mit der Mathematik, Khan, der einen Bachelor in diesem Fach hatte, entwickelte flugs ein paar Lernmodule, zeichnete sie auf Video auf und schickte sie ihr. Die Cousine war begeistert, lernte schnell, die Methode und ihr Erfolg sprach sich herum.

Salman Khan beschloss, seine Lektionen auf YouTube einzustellen. Im Jahr 2006 kündigte er seinen Job als Hedge-Fonds-Analyst, gründete die «Khan Academy», eine gemeinnützige Organisation, die sich durch Spenden finanziert, und veröffentlichte unter diesem Namen seine Tutorials – Kahn trat damit eine Bewegung los, die heute Millionen von Usern kostenlos Zugang zu Bildung ermöglicht.

Es folgten Onlineportale wie Udacity, edX und coursera, ein Start-up aus Mountain View, auf dem über 60 Universitäten kostenlos Kurse, auch MOOC (Massive Open Online Courses) genannt, unter der Leitung

ausgewiesener Lehrkräfte anbieten. Belegt werden können die Fachrichtungen Medizin, Pädagogik, Wirtschaft und vieles andere mehr, in über 13 Sprachen. Die Technische Universität München (TUM) startete auf Coursera zum Beispiel im Januar 2014 den Kurs «Einführung in Computer Vision» mit Professor Martin Kleinstaub.

Die Teilnehmerzahl übersteigt die Kapazität von Hörsälen um ein Vielfaches: An dem Kurs zur «Introduction to Finance» der University of Michigan nahmen knapp 120 000 Studierende teil, etwa 100 000 waren es bei dem Kurs «Data Analysis» der Johns Hopkins University und knapp 170 000 bei dem absoluten Renner «Think again: How to Reason and Argue» der Duke University.

→ khanacademy.org
→ udacity.com
→ coursera.org

Hauptsache, allen geht es gut



Vorbild für das virtuelle Glücksministerium war Bhutan: Nicht Geld und Kapital, sondern das Wohlbefinden der Menschen soll das Ziel des Wirtschaftens sein.

Es war das Land Bhutan, das Gina Schöler und andere Studentinnen und Studenten an der Hochschule Mannheim (Fakultät für Gestaltung) dazu inspirierte, ein virtuelles Ministerium für Glück und Wohlbefinden in Deutschland zu entwerfen. Vor 30 Jahren gründete der damalige König von Bhutan die Staatskommission für das Bruttonationalglück und strebte somit ein Wirtschaftsmodell an, das durch die gleiche Gewichtung von materiellen, spirituellen

und kulturellen Aspekten eine nachhaltige Entwicklung der Gesellschaft fördern soll.

Gina Schöler, mittlerweile Glücksministerin, und Daniel Clarens, auch ein Student aus dem Team, griffen das Projekt im Zuge ihrer Masterarbeit wieder auf und sorgten so dafür, dass es bis heute besteht. Auch wenn sie und ihre Mitstreiterinnen und Mitstreiter noch Pionierarbeit leisten, ist das Thema Glück und Wohlbefinden bereits in der Mainstreampolitik angekommen. Vertreter der Initiative wurden in den Bundestag, zu Kongressen und Messen eingeladen. Die UN erklärte den 20. Juni zum Internationalen Tag des Glücks, der G7-Gipfel 2015 mit Deutschland als Gastgeber ist dem Thema Wohlstand/Glück/Zufriedenheit gewidmet.

→ ministeriumfuerglueck.de

Der Eintritt ist frei



Das Projekt OpenStreet-Map arbeitet an einer digitalen Weltkarte, die es kostenlos zur Verfügung stellen wird.

Sie sind passionierte Mapper, GIS-Profis und Ingenieure – und sie tragen akribisch alle Geoinformationen zusammen, die man braucht, um eine digitale Weltkarte zu erstellen. Seit 2004 arbeiten sie für das Projekt OpenStreetMap, auf freiwilliger Basis, entweder alleine oder gemeinsam auf so genannten Mapping-Partys. Da sie die Daten alle selbst erheben, hat OpenStreetMap alle Rechte und kann die Karten seinen Usern frei zur Verfügung stellen – zur Navigation, Reiseplanung und als Lehrmaterial, auf Webseiten, mit Apps und anderen Geräten – ein entscheidender Unterschied zu herkömmlichen Kartendiensten wie zum Beispiel Google. Teil dieses Projektes ist seit 2013 die Usergruppe OpenStreetMap Graz um Michael Maier. Sie versucht, die lokalen Mapping-Initiativen mit dem OpenStreetMap zu vernetzen und so zu einer freien Weltkarte beizutragen. Das Projekt aus Graz wird erste Ergebnisse im September bei der Degrowth-Konferenz in Leipzig präsentieren.

→ www.openstreetmap.org
→ <http://wiki.osm.org/wiki/Graz>

Und alle bauen mit



Das Eckwerk des Berliner Projekts «Holzmarkt» hat eine ganz besondere Konstruktion und wird nie eigentlich fertig werden. Der Geschäftsführer Andreas Steinhaus erklärt, warum.

Friedrich Landenberger: Zunächst, das Eckwerk will neue Wege gehen in Sachen «nachhaltiges und gemeinsames Wirtschaften und Handeln». Was genau bedeutet das?

Andreas Steinhauser: Das Eckwerk ist – wie das gesamte Projekt Holzmarkt – so konzipiert, dass es nicht nur in sich sehr effizient ist, sondern auch mit der unmittelbaren Umgebung optimal interagieren kann. Die Fisch- und Gemüsezuht auf dem Dach des Eckwerks wird die Kantine im Gebäude und das Restaurant des Holzmarktes mit frischen Zutaten beliefern, das Energiekonzept beruht auf Austausch von Wärmeleistung und Strom mit dem Pumpwerk der Berliner Wasserbetriebe und einem nahe gelegenen Hallenbad. Eine weitere Kernidee ist, die Bereiche Wohnen und Arbeiten zu vermischen und so eine neue Form des Zusammenlebens entstehen zu lassen.

Da ist die Architektur des Eckwerks sicherlich nicht zufällig gewählt?

Nein, denn wir glauben, dass die Architektur eines Gebäudes einen großen Einfluss darauf hat, was in ihm geschieht. Wir haben deshalb kein schlüsselfertiges Haus entwickelt und sagen ganz bewusst: Das Gebäude wird, genau wie die Arbeitsabläufe und Lebenskonzepte, die in seinem Inneren geschehen, niemals eine endgültige Form haben. Wir werden es zusammen mit den Menschen vor Ort bauen und ständig weiterentwickeln.

Deswegen sind die Materialien auch aus Holz, Lehm und Stroh?

Genau, modellierbare Bausubstanzen sind die erste Wahl. Es wird sich zeigen, inwieweit es möglich ist, ein zwölfgeschossiges Gebäude aus Holz, Lehm und Stroh zu errichten. Aber wir werden es ganz einfach ausprobieren und bei Bedarf verändern, denn das Temporäre ist die große Konstante dieser Architektur.

Was genau soll im Eckwerk passieren?

Kreative, talentierte, und hochprofessionelle Menschen mit verschiedenen Hintergründen sollen sich hier gegenseitig inspirieren. Wer dabei sein will, sollte sich mit einem Konzept bewerben, das es ihm selbst, aber vor allem auch der Gemeinschaft ermöglicht, sich weiterzuentwickeln. Wir wollen die Menschen anregen zu forschen, etwas zu entwickeln, aber auch betriebswirtschaftlich funktionierende Mechanismen für die Projekte schaffen.

Um also doch wirtschaftlichen Erfolg im herkömmlichen Sinne zu haben?

Ein überbordendes Wachstum und maximaler Profit sind nicht notwendig, um erfolgreich zu sein. Erfolg bedeutet für uns, dafür zu sorgen, dass sich gute Ideen, die die Welt braucht, entwickeln können. Und dass die Menschen, die hier leben und arbeiten, sich selbst verwirklichen und ihren Lebensunterhalt erwirtschaften können. ■■



Das Projekt Holzmarkt

Am Spreeufer in Berlin entsteht in den nächsten Jahren der Holzmarkt, ein Kreativdorf, das eine neue Form urbanen Lebens schaffen will. Unter dem Slogan «Raum für Zeit, Austausch für immer» wird als Teil dieses Projektes das Eckwerk entwickelt, ein Gebäude, das Technologiezentrum und Studentenwohnheim zugleich werden wird. Hier sollen motivierte Menschen Ideen austauschen und gemeinsam nachhaltige Antworten auf soziale, ökonomische und ökologische Fragen suchen.

→ www.holzmarkt.com

Friedrich Landenberger hat seinen Bachelor in European Studies an der Universität Maastricht absolviert und ist derzeit Praktikant bei mict in Berlin, einer Organisation, die den Journalismus in Postkrisenregionen fördert.

In der Wissenschaft

Die Cusanus-Hochschule in Gründung in Bernkastel-Kues möchte Bildung als Commons, als Gemeingut leben.

Die Vision einer neuen Lehre

Von Silja Graupe, Harald Schwaetzer und Harald Spehl



«Ich möchte einen Bildungsort mitgestalten, an dem ich meine Fragen gemeinsam mit anderen bearbeiten und dabei meine Achtung vor mir selbst und meiner Mitwelt bewahren und Verantwortung übernehmen kann.»

Wir verstehen die Freiheit zur Selbstgestaltung als wesentliche menschliche Qualität: Innerhalb der sozialen Gemeinschaft soll sich jede/r in moralischer und intellektueller Freiheit selbst bilden dürfen. Mit dieser bereits von Nikolaus von Kues im 15. Jahrhundert wirkmächtig geprägten Idee umreißen wir, eine Gemeinschaft von Hochschullehrer/innen, Wissenschaftler/innen, Studierenden, Bürger/innen und Unternehmer/innen, die Vision eines neuen Bildungsortes: der Cusanus-Hochschule in Gründung in Bernkastel-Kues. Mit dieser Idee rücken wir die freie Individualität des Menschen als Quelle von Wissenschaft und Kultur, von Gesellschaft und Gemeinschaft sowie des lebendigen Zusammenspiels von Theorie und Praxis in den Mittelpunkt von Forschung und Lehre.

Dies wiederum verleiht dem Humboldt'schen Bildungsideal, das in Zeiten der Bologna-Reformen in die Bedeutungslosigkeit zu versinken droht, neue Kraft: «Mir heißt», schrieb einst Wilhelm von Humboldt, «ins Große und Ganze zu wirken auf den Charakter der Menschen wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und bloß auf sich wirkt. Wäre es allen Menschen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts so heilig zu ehren, als die Individualität des anderen, ... so wäre die höchste Moral ... den Herzen der Menschen einverleibt.»

Wie kann bloße Anhäufung von Wissen in echtes Lernen umgewandelt werden?

Mit diesem Ideal ist gerade nicht einer Freiheit im Sinne der Unabhängigkeit des Individuums von allen Beziehungen und Bindungen das Wort geredet. Vielmehr geht es um die umgekehrte Einsicht:

Bildung kann nur gelingen, wenn Menschen gemeinsam lernen und in diesem Prozess sich selbst, ihre Beziehungen untereinander sowie ihre Mitwelt gestalten dürfen. Dies stellt allein schon an die Inhalte von Studiengängen hohe Anforderungen. Wie kann theoretische Reflexion zur vertieften und verantwortungsvollen Teilhabe am gesellschaftlichen Geschehen befähigen? Wie kann die bloße Anhäufung von Wissen in ein echtes Lernen umgewandelt werden? Wie kann der interdisziplinäre Dialog zur ethischen Gestaltung wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens statt zum bloßen Spezialistentum anregen?

Diese und ähnliche Fragen beschäftigen uns. Dabei beziehen wir die Wert- und Sinnebene ausdrücklich mit ein: Bildung soll auch dazu ermutigen, individuelle und gesellschaftliche Zielsetzungen zu reflektieren und kritisch zu befragen sowie gesellschaftliche Verhältnisse in Verantwortung für Mitmensch und Mitwelt zu verändern. Gerade in unseren Wirtschaftsstudiengängen wollen wir zu einer neuen perspektivischen Vielfalt auf die Wirtschaft und zugleich zur aktiven Teilhabe am wirtschaftlichen Zusammenleben befähigen.

Doch geht es nicht allein darum, die Ökonomien des Gemeinsamen im Sinne eines neuen Denkens zu pflegen, sondern auch darum, Bildung als Commons, das heißt als Gemeingut, zu leben. Wie können wir nicht nur über, sondern tatsächlich auch in Gemeinschaft lehren? Wie können die für eine freie Bildung notwendigen Organisationsprozesse aus dem Commoning, d.h. dem gemeinsamen und bewussten Wirken und Tun vieler, entstehen?

Wie können wir es schaffen, Lehre, Forschung und Verwaltung frei zu gestalten?

Wichtig ist, diese Fragen tatsächlich strukturell anzugehen. So zeichnen sich Ökonomien des Gemeinsamen dadurch aus, dass Gemeinschaften über die Regeln des Zusammenlebens selbst bestimmen können, soweit dies sinnvoll und erlaubt ist. Auf eine Hochschule übertragen bedeutet dies, dass ihre Mitglieder tatsächlich frei zur Gestaltung der inneren Prozesse von Lehre, Forschung und Verwaltung sein sollten. Doch gerade dies ist an vielen privaten Hochschulen unmöglich. Wie sollen Lehrende und Studierende Hochschule verantwortlich gestalten, wenn Großsponsoren ihnen Strukturen womöglich von außen vorgeben und auf diese Weise «durchregieren», das heißt, Forschung, Lehre und Selbstorganisation beeinflussen können?

Die Cusanus-Hochschule in Gründung geht hier einen anderen Weg: Als gemeinnützige Treuhandstiftung wird auch sie von einer Kapitalgesellschaft getragen. Doch dient diese Gesellschaft dem Hochschulleben. Ohne eigene Ziele zu verfolgen, verwaltet sie als echter Treuhänder die Hochschule im eigenen Namen, aber nicht im eigenen Interesse. Ihre Gesellschafter akzeptieren, dass sie alle Rechte der Hochschule lediglich zu «treuen Händen» bekommen haben, also unter der Bedingung, von diesen Rechten nicht zu eigenem Vorteil Gebrauch zu machen.

Ist diese Idee weltfremd? Wer ist bereit, eine Hochschule zu finanzieren, ohne über deren Regeln maßgeblich bestimmen zu können? Gewiss gibt es Hochschulen, die von Kapitalgesellschaften allein deswegen betrieben werden, um Renditen zu erzielen. So wird Bildung instrumentalisiert. Das Gleiche gilt, wenn Staaten in Bildung «investieren», etwa um ein höheres Wirtschaftswachstum zu erzielen. Auch hier drohen Bildungsprozesse äußeren Zwecken unterworfen zu werden. Menschen müssen sich an vorgegebene Ziele anpassen, ohne sie entwickeln zu können.

JULIA FUCHTE



«Was unsere Zukunft braucht, sind ganzheitlich ausgebildete Menschen, die sich an fremden Standpunkten bereichern und eine Denkvietfalt zulassen.»

MIRA SCHMITZ



«Erst in der Auseinandersetzung mit meinem Gegenüber und in reger Diskussion kommt es meines Erachtens zu einer gedanklichen Vielfalt, die ein riesiges Potential an Ideen, Fragen und neuen Impulsen erschließt.»

FLORIAN ROMMEL



«Nach meinem Erststudium der VWL wünsche ich mir vom zukünftigen Masterstudiengang, wieder zunehmend die Voraussetzungen eines harmonischen Zusammenlebens zu entdecken und direkt zu leben.»



In der Wissenschaft

MARIUS BRAUN



«Ich hoffe, dass ein kraftvoller Ort entstehen kann, an dem ich das Gefühl haben werde, unsere Gesellschaft wirklich verstehen und gestalten (lernen) zu können.»

THERESA STEFFESTUN



«Statt formaler Autorität, die die richtigen Antworten bereithält, wünsche ich mir Dialog und Gemeinschaft, aus denen Erkenntnisse immer wieder neu erwachsen.»

TOBIAS KEYE



«Ich wünsche mir ein Studium in einer Gemeinschaft, die mich fordert, ehrlich gegenüber mir selbst zu sein, mich zu überwinden und mich von überholten Ideen zu trennen, um sie dann gemeinsam neu zu denken.»

«Der freie Geist bewegt sich selbst»:

Leitmotiv der Cusanus-Hochschule in Gründung

Doch Hochschulen können auch auf ganz andere Weise unterstützt werden. Wir suchen, finden und erleben Menschen, die stiften und schenken, weil sie unsere zentralen Anliegen teilen, nicht aber feste Antworten kennen oder gar vorgeben wollen. Wir laden diese Menschen ein, eine Schenkgemeinschaft zu bilden, die sich engagiert und freilassend einbringt: in dem Vertrauen, dass Bildung junge Menschen befähigen soll, eine unbekannte, offene Zukunft zu gestalten – und in dem Wissen, dass eine solche Befähigung damit anfängt, Gegenwart gestalten zu dürfen. Förderer und Förderinnen können ebenso wie Lehrende nicht mehr, aber eben auch nicht weniger tun, als diesen Gestaltungsprozessen ideell wie finanziell einen möglichst fruchtbaren Boden zu bereiten.

Dies ist weit weniger weltfremd als die seltsame Vorstellung, Bildung ließe sich steuern und nutzen wie «Stahlwerke oder Kunstdüngerfabriken». Es geht nicht darum, «Menschen für die Wirtschaft vorzubereiten wie Sachgüter und Maschinen», wie es die OECD wörtlich fordert, sondern um die soziale Verantwortung, «Selbstdenkern» (Edmund Husserl) und «Selbstforschern» (Robert Zimmermann) Freiräume des Denkens und Handelns zu ermöglichen. Nikolaus von Kues notierte vor gut 550 Jahren lapidar: «Der freie Geist bewegt sich selbst» – dieser Satz ist Leitmotiv der Cusanus-Hochschule in Gründung. ■■

Prof. Dr. Silja Graupe ist Professorin für Ökonomie und Philosophie, **Prof. Dr. Harald Schwaetzer** ist Professor für Philosophie, und **Prof. Dr. Harald Spehl** ist emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre. Als Mitglieder des Präsidiums gestalten sie gemeinsam mit einem Initiativkreis von über 30 Personen den Aufbau der Cusanus-Hochschule in Gründung.



Die Cusanus-Hochschule in Gründung

Mit der Cusanus-Hochschule in Gründung entsteht ein lebendiger Bildungsort für eine traditionsbewusste und zugleich zukunftsbildende Lehre und Forschung. Ihre Bildungsidee geht dabei bis ins 15. Jahrhundert auf Nikolaus von Kues, ihren Namensgeber, zurück. Der große humanistische Universalgelehrte erkannte die menschliche Fähigkeit zur aktiven Selbstgestaltung als wesentliches Element des Bildungsprozesses. Diese Einsicht ist Leitgedanke aller Studiengänge.

Die Cusanus-Hochschule in Gründung bewirbt sich gegenwärtig um staatliche Anerkennung. Sie wird ihren Lehr- und Forschungsbetrieb nach erfolgreichem Abschluss dieses Verfahrens aufnehmen und sodann folgende Studiengänge anbieten: die Masterstudiengänge «Ökonomie und Gesellschaftsgestaltung» und «Philosophie: Konzepte von Spiritualität» (jeweiliger Abschluss ist der Master of Arts) sowie die Bachelorstudiengänge «Wirtschafts- und Organisationsgestaltung» und «Therapiewissenschaften» (beide mit dem Abschluss Bachelor of Arts). Die Cusanus-Hochschule in Gründung ist eine gemeinnützige Treuhandstiftung in der Cusanus Treuhand gGmbH.

Theresa Steffestun und Lukas Bäuerle haben in ihrem VWL-Studium Zahlen und Statistiken auswendig gelernt. Mit ihrem Verein Netzwerke Plurale Ökonomik wollen sie erreichen, dass die Wirtschaftswissenschaft noch anderes lehrt: Zum Beispiel Philosophie und Geschichte

«Die Welt in einem Kleid aus Mathematik»

Interview: **Florian Rommel**

Florian Rommel: Was hat Ihnen denn an den Inhalten der volkswirtschaftlichen Lehre Ihrer Universität nicht gefallen?

Theresa Steffestun: Uns ist eine ökonomische Lehre in Form und Inhalt entgegengetreten, die sich als alternativlos betrachtet. Die Welt, die uns in den VWL-Lehrbüchern begegnet, ist in ein mathematisches Kleid gesteckt, dabei gehen viele Aspekte verloren. Was Wirtschaft ist, habe ich bis zum Ende des Bachelors nicht zu meiner Zufriedenheit verstehen können.

Lukas Bäuerle: In dieser Welt geht es vordergründig um Wohlfahrt und Nutzen, de facto läuft es aber immer auf eine Bewertung durch das Geld hinaus. Alles in der ökonomischen Perspektive wird dieser Geldsicht untergeordnet. Es bleibt kein Platz für alternative Perspektiven, die sozialen Beziehungen oder ökologischen Zusammenhängen gerecht werden.

Mit welchen Erwartungen sind Sie denn an Ihr Studium gegangen?

Lukas: Ich war sehr motiviert anfangs, während eines Freiwilligendienstes in Zentralamerika hatte ich erfahren, wie viel in unserer Welt noch im Argen liegt. Diese Probleme wollte ich verstehen und dabei helfen, sie zu lösen. Ich dachte mir, es sei clever, sich mit derjenigen Wissenschaft auseinanderzusetzen, die sich mit Wirtschaft befasst. Leider wurde mir recht schnell klar, dass diese Wissenschaft nicht nur keine Antworten für mich bereithielt, sondern dass sie vielmehr Teil des Problems ist.

Haben das Ihre Kommilitoninnen und Kommilitonen auch so empfunden?

Theresa: Das ist schwer zu sagen. Das ökonomische Denken – der Inhalt des VWL-Studiums – ist mit Bologna gleichsam zur Form des Studiums geworden. Man sitzt in Hörsälen mit 800 Leuten. Wissen wird frontal und via international standardisierter Lehrbücher vermittelt und als letzte Wahrheit verkauft. Es gilt, in kürzester Zeit

die maximale Anzahl von Leistungspunkten zu erzielen. Das alles schüchtert mitunter ein und macht blind. So manche Kommilitonen mögen unsere Unzufriedenheit teilen, glauben aber, dass das Problem bei ihnen liege. Immer häufiger brechen Studierende einfach ab. Ein Raum für Reflexion kann so nicht entstehen.

Warum haben Sie Ihr Studium nicht abgebrochen?

Lukas: Wir haben mit Freunden einen Lesekreis organisiert und Texte von Protagonisten ökonomischen Denkens gelesen. Nach dem Auswendiglernen von Skripten und Powerpoint-Folien hatte ich das erste Mal das Gefühl, zu studieren. Uns wurde immer deutlicher, dass beispielsweise Dogmengeschichte, Philosophie und alternative Wirtschaftsansätze Bestandteil in akademischen Curricula sein sollten. Dieses Wissen gab uns Sicherheit, half uns zu verstehen, statt Konkurrenz machte sich unter uns Studierenden Kooperation breit. Schließlich war uns allen klar, dass man diese Art von Bildung nur gemeinsam umsetzen kann. Schnell haben wir Kontakt zu Professoren gesucht und auch Ringvorlesungen organisiert, um auch anderen eine solche Erfahrung zu ermöglichen. Und der Erfolg hat uns darin bestärkt, diesen Weg weiterzugehen.

Gab es solche Bewegungen auch an anderen Hochschulen in Deutschland?

Lukas: Ja, im Sommer 2012 konnte man gar von einer regelrechten Welle sprechen. Wir haben uns vernetzt und gemeinsam einen offenen Brief an den Verein für Socialpolitik (VfS) geschrieben, den bedeutendsten Zusammenschluss deutschsprachiger Ökonomen und Ökonomen. Nach einer von allen organisierten Ergänzungsveranstaltung zur Jahrestagung des VfS in Göttingen 2012 haben wir dann das Netzwerk Plurale Ökonomik e.V. gegründet. Heute gibt es schon 13 Ortsgruppen, und wir haben über 100 Mitglieder.

Wie verständigen Sie sich untereinander? Und – welche konkreten Ziele verfolgen Sie?

Theresa: Zu der ersten Frage: Indem wir uns treffen, regelmäßig skypen und gemeinsam handeln. Wir haben eine Informations- und Aktionsplattform im Netz eingerichtet, so dass wir uns austauschen und Impulse geben können. Zu der zweiten: Wichtig ist uns zum Beispiel, den Status quo der volkswirtschaftlichen Lehre in Deutschland zu dokumentieren. Mit der Universität Kassel erarbeiten wir ein Verfahren, das dokumentieren soll, wie viele verschiedene Theorien in den VWL-Studiengängen an deutschen Hochschulen angeboten werden, inwieweit Dogmengeschichte zum Curriculum gehört und verschiedene Methoden reflektiert werden.

Wenn Sie beide in einem Satz zusammenfassen müssten, was Sie jetzt anderes über Wirtschaft gelernt haben ...

Dass wir auf jeden Fall keine neue Wahrheit verkünden wollen, sondern dass Platz für viele Wahrheiten und Perspektiven sein muss, um allen Aspekten unserer Wirklichkeit gerecht zu werden. Die Kunst liegt darin, sich in der Vielfalt nicht zu verlieren. Und genau daran arbeiten wir in unserem gemeinsamen Netzwerk. ■■■

Theresa Steffestun und **Lukas Bäuerle** arbeiten im Netzwerk Plurale Ökonomik e.V. und studieren im Zertifikatskurs «Wirtschafts- und Sozialgestaltung» der Kueser Akademie für europäische Geistesgeschichte. Sie sind am Aufbau der Cusanus-Hochschule in Gründung beteiligt.

→ www.plurale-oekonomik.de

→ www.pluralowatch.de

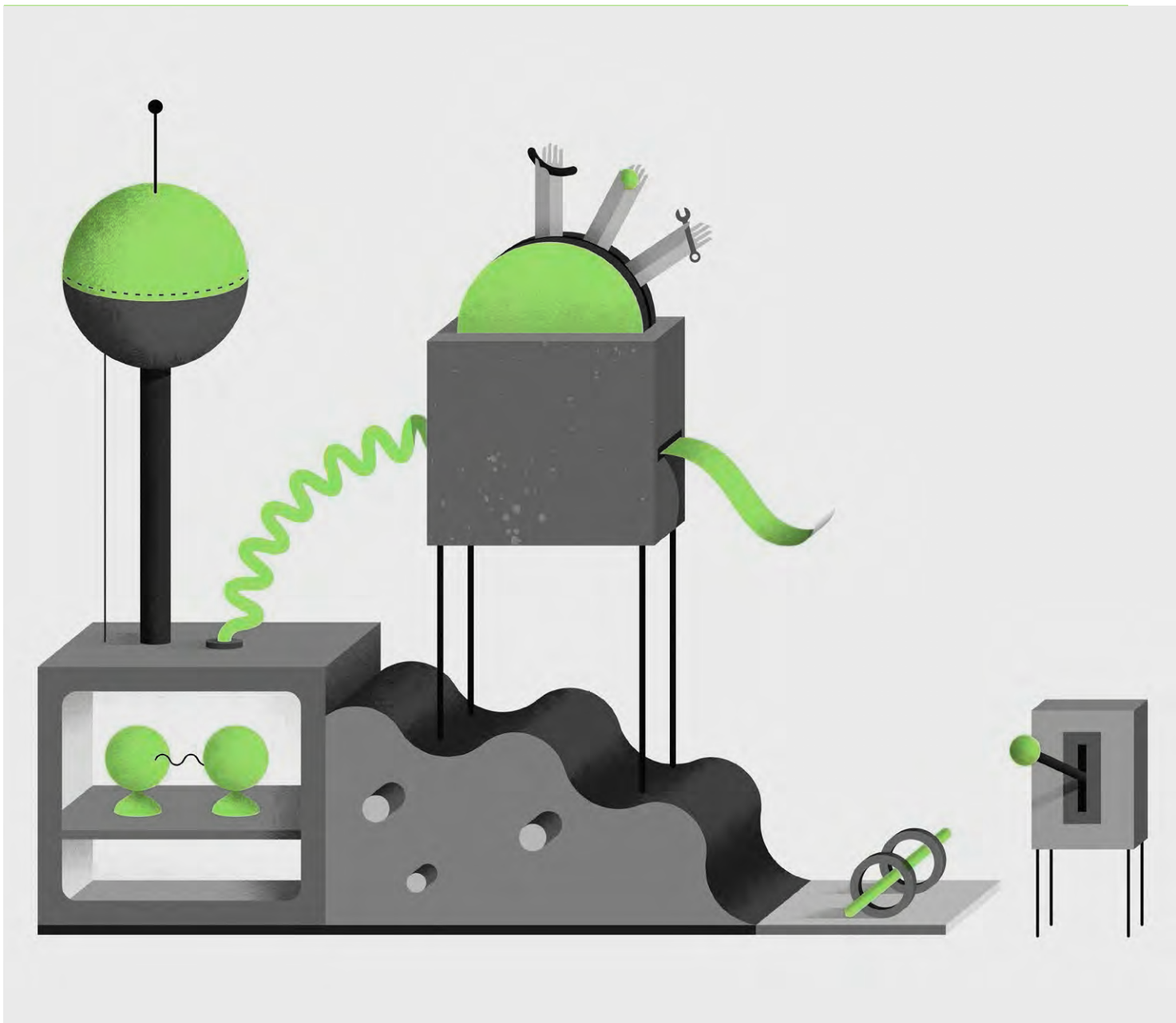
Florian Rommel hat an den Universitäten von Bayreuth und Qingdao Philosophie und Ökonomie studiert. Er arbeitet zurzeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Alanus Hochschule in Alfter bei Bonn.

Neue Technologien

Technische Produkte sind nicht schicksalhaft da, sondern werden von Menschen gemacht. Hohe Zeit zu fragen: Welche brauchen wir eigentlich und welche nicht?

Fit für ein zweites Leben

Von **Andrea Vetter**



Was denkt ein Vegetarier, wenn er einen Menschen Fleisch essen sieht? Was denkt eine Low-Tech-Bastlerin, wenn sie Menschen Auto fahren sieht? Zugegeben, der Vergleich hinkt ein wenig: Viele vegetarisch lebende Menschen essen niemals Fleisch, aber wohl nur sehr wenige alternative Technik-Adepten fahren niemals Auto. Aber eines vereint die beiden doch: Sie sehen das Rumpsteak nicht nur als Lebensmittel, sondern bedenken die Folgen für Tierhaltung, Landwirtschaft und Gesundheit. Sie sehen das Auto nicht nur als Fortbewegungsmittel, sondern realisieren gleichzeitig, welche teure Versorgungsindustrie dafür erforderlich ist. Kurz: Das äußerlich Sichtbare, Selbstverständliche, die vermeintliche Normalität ist für sie nur ein Ausschnitt einer größeren Wirklichkeit, die im Alltag meist unsichtbar sind.

Netzwerke für eine andere Technik

Genau darum geht es bei den Bewegungen für eine alternative Technik: den Blick zu weiten für andere Möglichkeiten, menschliche Wünsche zu befriedigen. Konkrete Netzwerke, in denen oft in Nachbarschaftswerkstätten an solchen Alternativen gearbeitet wird, sind die Peer-to-Peer-Produktionen mit ihren Projekten der offenen Hardware: Open-Source-Traktoren, Präzisionsfräsen oder 3-D-Drucker. Daneben gibt es die Low-Tech-Bewegung, die – oft in Kooperation mit städtischen Gärtnern – möglichst einfache und energiearme Produkte herstellt wie Lastenfahrräder, Kocher oder Gewächshaus-Heizungen. Und nicht zu vergessen und oft damit verzahnt ist die Idee, Dinge wieder- oder weiterzuverwenden: den Computer für ein zweites Leben fit zu machen und auch aus Metallschrott, altem Holz und selbst Tetrapacks Neues entstehen zu lassen.

Menschen stellen gemeinschaftlich her, was sie brauchen

Selbstbestimmung ist dabei ein zentraler Aspekt, den bereits der Querdenker Ivan Illich in den 1970er Jahren starkgemacht hat, als er von «konvivalem Werkzeug» sprach, das das industrialisierte Produkt ersetzen sollte – mit konvivial meint er Dinge oder Einrichtungen, die gemeinschaftlich von den Menschen hergestellt, genutzt und verwaltet werden können, die ihrer bedürfen. In einer Weiterentwicklung seiner Gedanken kann von fünf Dimensionen gesprochen werden, die für eine konvivale Technik wichtig sind: Gesundheit, Gerechtigkeit, Beziehungsfähigkeit, Rohstoffverbrauch und Selbstbestimmung. Sie strukturieren die Fragen, die an eine Technik, sei es ein industriell gefertigtes Auto oder ein Open-Source-Traktor, gestellt werden können – die Nebensachen sind nur Beispiele und nicht vollständig.

Fragen an eine Technik

Gesundheit Fördert eine Technik die Gesundheit oder führt sie zu Krankheit und Tod vieler Menschen und Tiere? Macht sie die Erde fruchtbarer, das Wasser und die Luft sauberer oder vergiftet sie sie? Birgt sie unerforschte Risiken?

Gerechtigkeit Was würde passieren, wenn alle Menschen auf der Welt diese Technik hätten? Ist sie für Männer und Frauen gleichermaßen nutzbar? Ist sie einfach zu erlernen? Wie kann das Wissen zur Herstellung oder Nutzung erworben werden? Ist sie geheim, patentiert oder ganz offen zugänglich – wie und wo?

Beziehungsfähigkeit Fördert ein Gerät Konkurrenz oder Kooperation? Verbindet oder trennt es Menschen? Erfolgen Herstellung und Nutzung in Netzwerken, an denen man sich beteiligen kann, oder kann es nur gekauft werden? Welche Hierarchien erfordert es? Ist es einseitig gerichtet (wie ein Fernseher) oder wechselseitig nutzbar (wie das Internet)?

Rohstoffverbrauch Funktioniert das Gerät effizient? Sind seine Materialien nachwachsend? Ist es multifunktional oder eindimensional? Nutzt es lokale Rohstoffe? Ist es so gebaut, dass die Materialien recycelt werden können? Benötigt es für Herstellung und Betrieb erneuerbare Energien oder fossile Energieträger?

Selbstbestimmung Macht das Gerät abhängig von Experten? Ist es einfach zu reparieren oder ist der Verschleiß eingebaut? Kostet es viel Geld? Ist es für den lokal angepassten jeweiligen Gebrauch einfach zu verändern? Ist es unabhängig nutzbar oder an eine Infrastruktur gebunden?

Dabei wird deutlich, dass das, was heute meist als nachhaltige Technik begriffen wird – die Steigerung der Effizienz und eventuell auch der Nutzungsdauer – nur kleine Aspekte in einer Dimension, dem Rohstoffverbrauch, sind. Eine sozialökologische Transformation hat also noch viel Raum für technische, vor allem aber für soziale Neuerungen im Umgang mit Technik: Infrastrukturen in Gemeineigentum; Geräte, die gemeinschaftlich entwickelt und genutzt werden; Materialien, die wenig kosten – und vor allem eine gesellschaftliche Diskussion darüber, welche Technik wir brauchen und welche nicht. ■■■

Andrea Vetter ist Kulturanthropologin und engagiert sich für eine Postwachstumsgesellschaft. Ihre Doktorarbeit schreibt sie über konvivale Technik. Sie ist im Vorbereitungsteam der 4. Internationalen Degrowth-Konferenz, die im September 2014 in Leipzig stattfindet.



Weiterlesen:

Ivan Illich: Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik. C.H. Beck, 2012.

«Oya – Anders denken. Anders Leben», Ausgabe 24 «Zukunftsmaschine», Januar 2014: www.oya-online.de/article/issue/24-2014.html

Neue Technologien

In einer Garage in Freiburg basteln fünf Jungs an einem Fahrradanhänger, mit dem man bis zu 300 Kilo Fracht transportieren kann. Das Geld für dieses Projekt haben sie sich schenken lassen, dafür geben sie die Baupläne der starken «Carla» her, so dass sie jeder nachbauen kann.

Carla, die Große

Von Karin Bundschuh

Sprühende Funken erhellen die Garage. Mabe, der eigentlich Markus Bergmann heißt, kürzt mit der Flex eine Metallstange. Jeden Mittwoch, wenn andere beim Feierabendbier gemütlich auf der Couch sitzen, treffen sich Mabe, sein Kumpel Lamy alias Tobias Lemmerich, Andreas, Dirk und Wolfgang in Gundelfingen bei Freiburg, diskutieren, konstruieren, flexen und schweißen. Die Garage ist Entwicklungslabor und Werkstatt für «Carla Cargo», einen Schwerlastfahrradanhänger, mit dem in Zukunft Frachten von 200 bis 300 Kilogramm intelligent und ohne Wadenkrämpfe durch verstopfte Städte transportiert werden können. Mabe und Lamy, die geistigen Väter von «Carla Cargo», haben das Geld für die Realisierung ihrer Idee im Internet gesammelt. Im Gegenzug hinterlegen sie dort sämtliche Konstruktionszeichnungen, Fertigungsanleitungen und Materiallisten, so dass, wer will, den Fahrradanhänger nachbauen kann, ohne einen Cent für die Pläne zu bezahlen.

Mindestens 4500 Euro, besser aber 6500 brauchen die Konstrukteure für die Verwirklichung ihrer Idee. Da Mabe und Lamy diese Summen nicht locker vom eigenen Sparbuch nehmen können, haben sie nach einer cleveren Fremdfinanzierung gesucht. Und sich für Crowdfunding im Internet ent-

schieden. Das bedeutet, dass unterschiedliche Menschen an verschiedenen Orten via Computer Geld für ein Vorhaben spenden, das ihnen gefällt. Egal, ob jemand 5,55 Euro oder 1555,00 Euro gibt, außer einem symbolischen Dankeschön und vielleicht einem guten Gewissen bekommt er nichts für seinen Einsatz. Meist kommen viele kleine Beträge zusammen, aus denen der dicke Batzen wird, mit dem sich Projekte wie der Bau von «Carla Cargo» umsetzen lassen.

Ohne Crowdfunding hätte «Carla» keine Chance gehabt

Wann genau die Idee entstand, der Welt diese Transportlösung zu beschern, weiß Mabe nicht mehr. Der Anstoß kam jedenfalls aus der GartenCoop Freiburg. Die Kooperative mit 290 Mitgliedern und Feldern südlich der Stadt im Markgräflerland verteilt ihr Gemüse auch heute schon umweltfreundlich per Rad und Anhänger. Viele der stabilen Konstruktionen ohne weitere Technik hat Lamy zusammengesweißt. «Aber damit 200 Kilo durch Freiburg zu ziehen, ist manchmal schon eine Quälerei», erzählt Dirk, der nicht nur zum «Carla-Cargo-Team», sondern auch zur GartenCoop gehört und selbst ab und zu Gemüse ausfährt.

In Deutschland werden seit 2011 zunehmend mehr Projekte über Crowdfunding oder – wie diese Form der Kapitalbeschaffung auch genannt wird – Schwarmfinanzierung verwirklicht. Manchmal werden auf diese Weise auch Mikrokredite eingeworben, die später an die Geldgeber zurückgezahlt werden. Eine weitere Spielform ist das Crowdfunding mit Erfolgsbeteiligung, falls das finanzierte Blockheizkraftwerk www.econeers.de/investmentchancen/lc-bioenergie/ irgendwann Gewinn abwirft. Am populärsten aber ist die Suche nach Gönnern, die sich für eine neue Platte oder die nachhaltig wie fair produzierte Laptop-tasche paulsbaeg.de/pause.html begeistern und die Umsetzung des Plans ohne Gegenleistung sponsern. Das größte bisher in Deutschland via Crowdfunding finanzierte Vorhaben ist der gerade in den Kinos laufende Film «Stromberg», für den Fans und Cineasten 2011 eine Million Euro spendeten. Aber auch Erfindungen wie Energiesparherde für Entwicklungsländer glow-energy.de oder eben «Carla Cargo» werden so finanziert.

Carla schafft's: Lastenziehen wird zur puren Freude

Die Jungs, die ausnahmsweise nur zu dritt sind – Lamy macht Urlaub, Wolfgang ist krank –, wollen heute die Radaufhängung

am Rahmen festschweißen. Während Mabe die Schutzbrille zurechtrückt, checken Andreas und Dirk die Konstruktionszeichnung. Sieht alles gut aus, und ein paar Sekunden später sitzt die Strebe genau da, wo sie laut Plan hingehört. Noch arbeitet das Team, dessen sechster Mann, Tobias, aus der Ferne per Mail und Skype mitplant, am Rahmen für den neuen Hänger. Die Entwicklung und das Anbringen der Extras, die «Carla Cargo» besonders machen, stehen erst in den nächsten Wochen an. Der Anhänger soll einen Motor bekommen und Lastenziehen zur reinen Freude werden. Eine Steuerung soll dafür sorgen, dass «Carla Cargo» in der Spur bleibt, eine Auflaufbremse für mehr Sicherheit. «Deren Konstruktion ist technisch besonders anspruchsvoll», erklärt Andreas. Etwas Vergleichbares gibt es bisher nicht auf dem Markt. Außerdem wollen die sechs eine Kupplung entwickeln, die an jedes Fahrrad passt.

«Carla Cargo» wurde bei Startnext.de angemeldet, der größten deutschen Plattform für Crowdfunding. Mehr als 9 Millionen Euro für fast 1500 Ideen sind bisher hier eingeworben worden. Wer Startnext.de nutzen will, muss bestimmte Regeln beachten. «Erst mal braucht man eine festgelegte Zahl an Fans, je nachdem, welche Summe man anstrebt», erklärt Mabe. Fürs Einsammeln der Unterstützer richtet man eine Seite auf dem Portal ein. Die sollte nicht nur möglichst informativ, sondern auch attraktiv gemacht sein. Das kostet Zeit und bedeutet Aufwand. «Für uns war es nicht einfach, ein gutes Video zu drehen, das nicht popelig wirkt», erinnert sich der Initiator. Als genügend Fans gefunden waren, wurde die «Carla-Cargo»-Seite für die Finanzierung freigeschaltet, und 30 Tage lang konnte

gespendet werden. In der letzten Woche der Kampagne, an einem Mittwoch, konnten die Jungs endlich jubeln. Wäre die Funding-Schwelle von 4500 Euro nicht erreicht worden, hätten die Startnext-Mitarbeiter keinen Cent ausgezahlt und die Geber ihr Geld zurückbekommen. Dass die Crowd, was im Deutschen nichts anderes heißt als Menge, über die Sinnhaftigkeit einer Idee entscheidet, gefällt Mabe.

Als Dankeschön eine «Brause auf der Carla-Cargo-Sause»

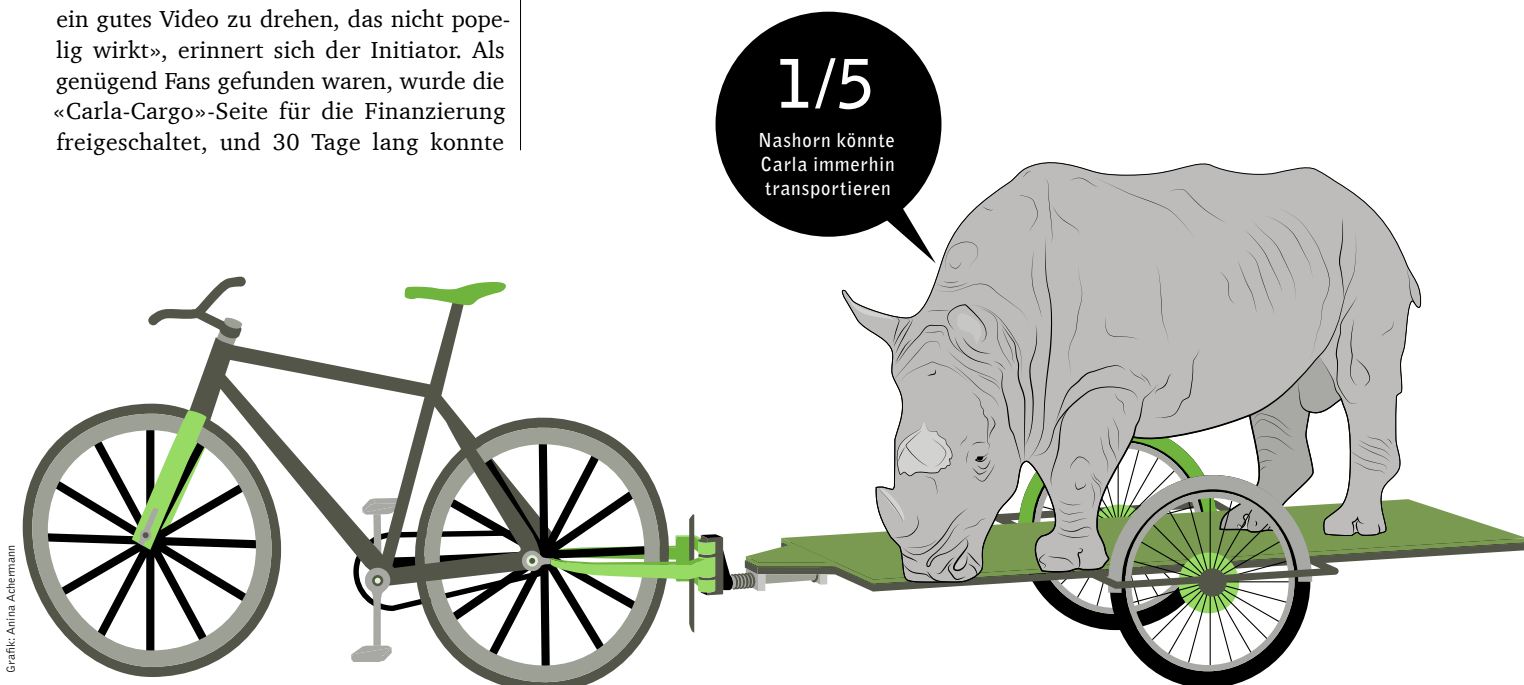
Damit das Kreischen der Flex die Nachbarn nicht stört, schließen Dirk und Andreas die Garagentore. Die drei arbeiten weiter, obwohl es schon ziemlich spät ist. Dass das Geld sogar für den teuren Elektromotor reichen wird, spornt extra an. Insgesamt stehen 6600 Euro für das Projekt bereit. Auf Startnext.de spendeten 141 Unterstützer 4921 Euro, der Rest kommt von einer Münchner Stiftung. Als Dankeschön gab es eine «Brause auf der Carla-Cargo Sause» oder eine signierte «Carla-Cargo Postkarte».

Die Allgemeinheit im Gesamten bekommt den Schwerlastfahrradanhänger als Open Source Hardware geschenkt. Bei Computer-Software wie dem kostenlosen Betriebssystem Linux ist das Open-Source-Prinzip inzwischen gängig, und es lässt sich – auch wenn das noch nicht jeden Tag geschieht – ohne weiteres auf Konsumgüter übertragen. Alle Pläne, Zeichnungen und Materiallisten für «Carla Cargo» haben Mabe und Lamy

unter den Schutz der Creative Commons Lizenz CC BY SA 4.0 gestellt. Somit kann jeder die Bauanleitung herunterladen, den Hänger selbst bauen und verkaufen. Allerdings müssen die Nutzer alle Änderungen und Verbesserungen – ähnlich wie bei Wikipedia – in der gleichen Lizenz weiterveröffentlichen. Dass in der Entwicklungsphase bereits Konkurrenz auftaucht, ist unwahrscheinlich, und so planen die sechs fürs Erste, zehn Modelle zu fertigen, die Mobilität zu modernisieren, und was danach kommt, wissen sie noch nicht. «Wir wollen vor allem zeigen, dass die Idee funktioniert. Und das fühlt sich einfach gut an», sagt Mabe, während er das Schweißgerät an seinen Platz zurückstellt und nun auch an Feierabend denkt. ■■■

Karin Bundschuh ist Biologin und Journalistin und unterrichtet Wissenschaftsjournalismus an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg.

- www.carlacargo.de
- glow-energy.de
- www.econeers.de/investmentchancen/lc-bioenergie/
- paulsbaeg.de/pause.html



Neue Technologien

Auch auf dem Land entstehen offene Technologielabore. Im Otelo Ottensheim sollen Menschen experimentieren können, Fehler werden als Teil der Suche verstanden. Trotzdem oder gerade deswegen sind aus ihm schon mehrere Start-ups hervorgegangen.

Druck raus, Lust rein

Von **Brigitte Kratzwald**

Ottensheim im Juni 2013: die Kleinstadt wenige Kilometer westlich der oberösterreichischen Landeshauptstadt Linz wird – wie auch alle anderen Orte und Städte entlang der Donau – von einem «Jahrhunderthochwasser» heimgesucht. Spontan entsteht in einem roten Haus auf dem etwas erhöht gelegenen Marktplatz aus einer Initiative junger Leute die «Hochwasserhilfe Ottensheim». Es begann damit, dass für einige, die ihre Häuser verlassen mussten, in der Küche des alten Gemeindeamtes Essen gekocht wurde, aber dabei blieb es nicht: Betroffene kamen und sagten, was sie brauchten; Helfer, was sie tun und bieten könnten. Und die jungen Leute brachten diese Menschen zusammen.

Als die Stadtregierung ein neues Gebäude bezog, stellte sie das alte Gemeindehaus zur Verfügung – bedingungs- und kostenlos. Das Otelo Ottensheim entstand – ein «offenes Technologielabor», das aber mehr als «nur» Technik bieten sollte: einen Ort für Selbstorganisation, einen Ort des Experimentierens mit neuen Formen des Tätigseins und des Umgangs miteinander. Mitmachen können sollte jeder, die einzige Voraussetzung: die Bereitschaft, Wissen und Fähigkeiten zu teilen.

Energie des Tüftelns ist oft wertvoller als das fertige Objekt

Die ersten Otelos gründeten sich im Jahr 2010 in Gmunden und Vöcklabruck, inzwischen gibt es fünf in Oberösterreich und eines in Brandenburg, allesamt in Orten mit weniger als 10000 Einwohnern. Den Anstoß gab das Thema «Neue Arbeit – Neue Kultur» nach Frithjof Bergmann. Anstatt Arbeitsplätze um jeden Preis zu schaffen, sollten die Menschen tun können, was sie «wirklich, wirklich wollen». Aus Veranstaltungen mit Bergmann entwickelte

sich die Idee eines Ortes, an dem ohne Leistungs- und Verwertungsdruck frei und kreativ gearbeitet werden kann. Im Otelo-Hand(lungs)buch heißt es weiter dazu: «Das Probieren, das sich Verirren und auch das Fehler machen ist Teil dieses Suchens. Es muss nichts Funktionierendes oder Verwertbares entstehen. Druck raus und Lust rein, der Fluss der Energie während des Tüftelns ist oft wertvoller als das fertige Objekt.»

«Ein besonderes Highlight der Otelos sind die 3-D-Drucker. Hier kann Mensch lernen, Dinge vom Design bis zum fertigen Produkt selbst herzustellen.»

Wie baue ich ein Hochbeet oder einen Lehmofen? Wie kann ich Seife oder Schmuck selber machen? Auf solche und ähnliche Fragen finden Menschen bei den Veranstaltungen im Otelo Antworten. Probleme mit dem Computer? Einmal im Monat findet das PC-Repair-Café statt, manchmal wechselseitig auch eine Nähwerkstatt. Eine wichtige Zielgruppe sind die Schulkinder, die hier ohne den von der Schule gewohnten Leistungsdruck erfahren können, wie viel Freude es machen kann, Dinge selbst herzustellen, wie man aus Fehlern lernen kann, anstatt dafür bestraft zu werden.

In allen Otelos gibt es mehrere Arbeitsbereiche, die sogenannten Nodes. Da ist das «Radamt», eine Fahrradwerkstatt, in der unter fachkundiger Anleitung Fahrräder wieder verkehrstüchtig gemacht werden können. Es sei ein Akt der Selbstermächtigung, «zu lernen, wie das funktioniert, und Mut und Freude am Tun zu haben», meint Vera*, die dort häufig anzutreffen ist. Ein besonderes Highlight der Otelos sind die 3-D-Drucker. Hier kann Mensch lernen,

Dinge vom Design bis zum fertigen Produkt selbst herzustellen.

Das Freie Radio FROheim hat ebenfalls hier seine Bleibe gefunden, zweimal pro Woche macht der Kost-Nix-Laden auf. Im Erdgeschoss gibt es das «Offene Wohnzimmer» inklusive Küche, und in der «Denkbar» treffen sich die Menschen und vor allem die Jugendlichen des Ortes, um ihre Visionen einer Gesellschaft weiterzuentwickeln. Ob die Gemeinde ein wachsames Auge drauf hat, was dort geschieht? «Ich hab das Gefühl, dass ein großes Vertrauen da ist, dass wir keinen Mist bauen», ist Veras Antwort.

Otelo ist gut vernetzt und genießt das Vertrauen der Gemeinde

Was das Otelo von manch anderer offenen Werkstatt unterscheidet: Sie ist neben der Gemeinde vernetzt mit unterschiedlichen Organisationen und Unternehmen, die Otelo auch unterstützen. Lokale Unternehmen haben mit Geld- und Sachmitteln zur Ausstattung beigetragen, Otelo kooperiert auch mit Universitäten und Kunstinstitutionen wie der Ars electronica; hinzu kommt eine Förderung des Wirtschaftsministeriums. Es zeigt sich: Öffentliche Einrichtungen und lokale Unternehmen können Aufgaben in Commons-Institutionen übernehmen und dabei sogar einen schützenden Rahmen schaffen, in dem sie gedeihen können.

Und obwohl – oder vielleicht gerade weil – in Otelos kein Leistungsdruck und Verwertungsdruck besteht, sind schon einige «Start-ups» daraus hervorgegangen. Menschen konnten sich Arbeitsplätze schaffen, wo sie von dem, was sie «wirklich, wirklich wollen», auch leben können. Das ist aber kein Muss. Das Hand(lungs)buch sagt dazu: «Ob dies dem persönlichen Wachstum dient, zu einer Selbständigkeit in der Kreativwirtschaft oder zur «Community Production» im Sinne einer Selbstermächtigung führt, ist gleich wertvoll.» ■■■

Brigitte Kratzwald ist freiberufliche Sozialwissenschaftlerin und Commons-Aktivistin. Sie lebt in Graz und ist Mitorganisatorin des dort jährlich stattfindenden Elevate-Festivals und der Commons-Sommerschule in Thüringen.

Otelo → www.otelo.or.at

Otelo Hand(lungs)buch:

→ www.otelo.or.at/uploads/media/Handlungsbuch_Version_1.0.pdf

Neue Arbeit – Neue Kultur:

→ www.neuearbeit.ottensheim.at

* Name geändert

Natalie Rzehak von der Projektwerkstatt «Low-Tech-Bauraum» stört an High-Tech-Produkten nicht nur, dass sie häufig überflüssig sind. Sondern vor allem, dass man den Blick verliert für Dinge, die man selber machen kann. Aber diesen «Low-Tech-Blick», sagt sie, den kann man wieder lernen.

Keine Angst vor Hammer und Bohrer

Interview: **Andrea Vetter**

Andrea Vetter: Was für eine Vision habt ihr mit dem Low-Tech-Bauraum?

Natalie Rzehak: Wir sind Ingenieurstudierende und wollen gerne etwas Verständliches bauen und uns nicht nur am Schreibtisch mit High Tech beschäftigen. Um das auch für andere zugänglich zu machen, haben wir eine offene Werkstatt für Low-Tech-Bau in Berlin eingerichtet, und zwar im ehemaligen Funkhaus in Berlin-Grünau. Leider wurde unser Nutzungsvertrag nicht verlängert, das Gebäude steht jetzt leer. Jetzt suchen wir nach neuen Räumen.

Ihr habt ja auch Bau-Workshops veranstaltet. Was habt ihr da genau gemacht?

Bevor wir den Raum in Grünau hatten, haben wir uns gefragt, was kann man bauen ohne Werkstatt? Und da hat sich zum Beispiel der Mikrovergaser angeboten, dafür braucht man nur alte Konservendosen, geschärfte Schraubenzieher und eine Zange, und dann kann man in wenigen Stunden etwas herstellen, auch andere kleinere Dinge wie Holzverbindungen basteln oder Messer schleifen gehen. Als wir dann in Grünau waren, haben wir auch größere Dinge, zum Beispiel eine mobile Mikrovergaser-Heizung, gebaut und einen Fahrrad Antrieb für Werkzeugmaschinen – das waren dann keine einzelnen Workshops, sondern längere Seminare.

Wie baut man eigentlich Low Tech?

Prinzipiell heißt das so zu bauen, dass es auch ohne elektrische Energie machbar wäre. Wir sehen das nicht dogmatisch, aber wir haben das als Ideal formuliert. Unter Zeitdruck haben wir auch schon Maschinen

genutzt. Aber unser Kriterium ist immer, zu überlegen, wie man es auch von Hand machen könnte.

Würdest du dir eine Gesellschaft wünschen, in der alle Technik Low Tech ist?

Es gibt bestimmte Bereiche, auf die kann ich persönlich, aber auch die Low Tech-Bewegung nicht verzichten, wie das Internet und Wikis. Aber ich glaube, dass es sehr viele Dinge gibt, für die ist High Tech unnötig: Eine Pfeffermühle mit Stromantrieb brauche ich einfach nicht. Und was ich an High Tech kritisiere, ist, dass man seine Dinge überhaupt nicht mehr selbst reparieren kann und den Blick für das Material verliert: Letztens haben wir zum Beispiel Regale aus alten Gartenstühlen gebaut, statt ins Möbelhaus zu fahren. Diesen Low-Tech-Blick, den kann man lernen: Was könnte man mit diesen Materialien noch machen? Das ist unser Ziel, auch, den Menschen einfach die Angst vor Bohrer und Hammer zu nehmen, sie zu ermutigen, einfach mal etwas auszuprobieren. ■■■

Natalie Rzehak ist Umweltingenieurin und lebt in Berlin. Sie war Tutorin der Projektwerkstatt «Bauraum für Low-Tech-Ideen» und hat die offene Werkstatt mitgegründet.

Andrea Vetter ist Kulturanthropologin und engagiert sich für eine Postwachstumsgesellschaft. Sie schreibt ihre Doktorarbeit über konviale Technik.

Weiterlesen: → bauraum-lowtech.org



Low-Tech-Definition

Low Tech ist eine Denk- und Handlungsweise, die sich aus verschiedenen Perspektiven kritisch mit der Entwicklung und Realisierung von Technik auseinandersetzt. Sie basiert auf dem Interesse und der Akzeptanz einer Gemeinschaft und darauf, dass Wissen frei verfügbar ist und sich aktiv weiterverbreitet.

Low-Tech-Designs sind angepasste Technikentwicklungen, die ohne spezifisches Wissen verstanden werden können. Sie sind unter gemeinschaftlicher Expertise anpassbar und vor Ort herstell-, bedien- und reparierbar.

Low-Tech-Produkte verursachen über ihren gesamten Lebenszyklus keinen Schaden für Umwelt und Menschen. Die verwendeten Materialien sind vor Ort zu bekommen. Außerdem wachsen sie nach oder sind recycelt. Herstellung und Nutzung sind ohne finanziellen Aufwand möglich.

→ bauraum-lowtech.org/definition

Ausblick

Eine andere Welt ist möglich, aber nicht schon morgen.
Transformation geht anders.

Keine glatten Wege

Ein Plädoyer von **Friederike Habermann**

Ansätze von «Ökonomien des Gemeinsamen» stehen schnell vor zwei Vorwürfen. Erstens: noch nicht die perfekt herrschaftsfreie Alternative zu sein. Zweitens: nicht sofort die Bedürfnisse aller weltweit abzudecken.

Sprich: Oft wird erwartet, die andere Welt müsse am Reißbrett planbar und schon morgen umsetzbar sein. Transformation aber geht anders. «Why can feminists have revolution now, while Marxists have to wait», provozierten J. K. Gibson-Graham 1996 in ihrem Buch «The End of Capitalism (as we knew it)». Und kritisierten damit, dass Sexismus offenbar als etwas betrachtet werde, das wir alltäglich (re-)konstruieren und demnach in unserem alltäglichen Handeln verändern könnten – während Kapitalismus als totalitäre Struktur verstanden werde, dessen Transformation jenseits des persönlichen Verhaltens stattfindet und so in die Zukunft verschoben werde. In dieser Logik könne Nichtkapitalistisches immer nur als vor oder nach dem Kapitalismus gedacht werden.

Doch auch der Kapitalismus wurde nicht an einem Tag geschaffen. Seine Logik setzte sich zunächst in Fernhandelsbeziehungen durch und breitete sich aus, indem er sowohl Strukturen als auch die Rationalität von Gesellschaften veränderte – und damit auch die Menschen darin.

Wir werden erst beim Gehen erkennen, wohin uns die Wege bringen

Darum sind all die in diesem Heft beschriebenen Ansätze als «Halbinseln gegen den Strom» so wichtig! Es sind Räume anderer Selbstverständlichkeiten, die selbst in Bewegung sind, da wir uns in ihnen verändern und aus dieser Veränderung heraus wieder unseren sozialen Kontext neu erschaffen – eine andere Wirtschafts- und Lebensweise. Ihre Vielfalt ermöglicht, in den Worten des

Alten Antonio (vom Sprecher der zapatistischen Bewegung, Subcomandante Marcos erzählt) «Wege zu erschaffen», von denen wir erst beim Gehen erkennen können, ob sie uns nützen, weil sie uns dahin bringen, wohin wir wollen – oder ob sie uns nützen, weil sie uns zeigen, dass sie uns ins Falsche führen. Und der Alte Antonio fügte hinzu: «Wir kommen nur an, indem wir vorwärts gehen; tätig werden; kämpfen – das ist dasselbe.»

Das sind keine glatten Wege. Mit ihnen sind und werden immer wieder auch Machtkämpfe verbunden sein. Doch noch etwas anderes darf bei aller Freude über die Vielfalt an sich nicht vergessen werden: die «Strukturen».

Zum einen muss sich in den Ökonomien des Gemeinsamen etwas herausbilden, das sich nicht wieder kapitalistisch schließen lässt. So ist die private Aneignung von Ergebnissen commonsorientierter Peer-Produktion ein Problem. Michael Bauwens schlägt vor (S. 13), einen «offenen Kooperationsrativismus» zu begründen, bei dem der offene Zugang zu Ressourcen in Gegenseitigkeit möglich bleibt, während bei privater Verwertung immer dann gezahlt werden soll, wenn der Gewinn nicht wieder in die Gemeinschaft zurückfließt. Es bleiben aber zwei Fragen: Erstens, wie es sich vermeiden lässt, dass diese «Gegenseitigkeit» nicht erneut in die Logik eines Äquivalenttausches mit der Folge von Entfremdung mündet. Und zweitens, falls stattdessen Gegenseitigkeit ohne Äquivalenz praktiziert wird, wie dann vermieden werden kann, dass aus Commons das Eigentum einer abgegrenzten Gemeinschaft wird.

Zum anderen brauchen wir Strukturen, welche Herrschaftsverhältnisse überwinden helfen. Mit Blick auf commonsorientierte Peer-Produktion ist beispielsweise das Buch «Kunde von Nirgendwo. Eine Utopie der

vollendeten kommunistischen Gesellschaft» von William Morris aus dem Jahr 1890 zwar hochaktuell – der Aspekt, dass darin die Frauen glücklich die Hausarbeiten verrichten, allerdings wohl weniger. Frauen kochten noch nie aus Leidenschaft oder natürlicher Berufung den Kaffee. Es ist die unüberwindbare begrenzte Verwertbarkeit, die bei Reproduktionsarbeit bestehen bleibt, welche immer wieder dazu führt, dass sie an unterprivilegierte Menschen ausgelagert wird – seien es Frauen, schwarze Sklavinnen und Sklaven oder, heute, Migrantinnen und Migranten in internationalen Sorgearbeitsketten.

Wie sieht es bei den im Heft vorgestellten Ansätzen alternativen Wirtschaftens nun aus, dieses Problem strukturell zu überwinden? Und damit nicht nur enkel-, sondern auch enkelinnentauglich zu sein?

Schön wird es nur da werden, wo wir es uns heute schon gut gehen lassen

Tätigkeiten wie «das-Kind-zu-Bett-Bringen» befinden sich in allen noch in der Tauschlogik verhafteten Entwürfen alternativen Wirtschaftens in einem Dilemma: Entweder sie werden in die Privatsphäre verschoben, oder sie unterliegen quasi als «Erwerbsarbeit» erneut der Tauschlogik und werden damit Rationalisierungsprozessen sowie Entfremdung unterworfen. Nur in einer Form des Wirtschaftens, in welcher diese Unterscheidung durch Beitragen statt Tauschen hinfällig wird, kann dieses Dilemma gelöst werden. Und, brauchen wir für ein anderes Wirtschaften nicht gerade die Care-Logik? Wenn es Care ist, einem Kranken Essen zu füttern – warum sollte es dann nicht Care sein, das Essen anzubauen? Wenn es Care ist, ein Kind ins Bett zu bringen – warum sollte es nicht Care sein, das Bett zu produzieren?

Eine andere Welt ist möglich, nicht aber schon morgen. Doch das Angenehme ist: Schön wird's da nur werden, wenn wir es uns in den Ansätzen zu Ökonomien des Gemeinsamen auch heute schon gut gehen lassen! ■■■

Dr. Friederike Habermann ist Ökonomin und Historikerin sowie Autorin und Aktivistin. Veröffentlicht hat sie unter anderem:

Halbinseln gegen den Strom. Anders leben und wirtschaften im Alltag (2009);

Geschichte wird gemacht. Etappen des globalen Widerstands (2014).

Zu guter Letzt

Das Glossar der Neuen Ökonomien

VON C WIE COMMONS BIS ZU S WIE SOLIDARISCHE ÖKONOMIE

Zusammengestellt von **Jaana Prüss**

C

#Commons ist der engl. Begriff für (die mittelalterliche Rechtsform der) Allmende. Er bezeichnet heute Ressourcen, die Menschen gemeinsam produzieren, nutzen und verwalten, und zwar so, dass alle ihre Bedürfnisse befriedigen, ihre Fähigkeiten einbringen und mitbestimmen können, die Ressourcen nicht übernutzt oder durch Nichtgebrauch verschwinden. Commons brauchen Regeln und haben sehr verschiedene institutionelle Formen.

→ www.commonsblog.de

#Commoning ist der Prozess, in dem Menschen sich gemeinsam um Dinge kümmern, die für ein gutes/gelingendes Leben wichtig sind, und dabei sich gegenseitig unterstützende soziale Beziehungen aufbauen. Es gibt kein Commons ohne Commoning, kein Gemeinsames ohne gemeinsames Tun.

#Creative Commons Lizenzen sind vorgefertigte Lizenzverträge, die rechtliche Bedingungen für die Veröffentlichung und Verbreitung digitaler und kreativer Medieninhalte anbieten.

→ www.creativecommons.org

#crowdfunding setzt sich aus den englischen Wörtern crowd «Menge, Menschenmasse» und funding «Finanzierung» zusammen. Per Crowdfunding wird die Geldbeschaffung auf vielen Schultern verteilt. Über Crowdfunding-Plattformen im Internet werden etwa Projekte oder Unternehmen finanziert, unabhängig von Krediten und öffentlicher Förderung, jenseits von Markt und Staat.

F

#FabLab ist die Abkürzung von Fabrikationslabor, eine offene, demokratische High-Tech-Werkstatt mit dem Ziel, Privatpersonen industrielle Produktionsverfahren für Einzelstücke zur Verfügung zu stellen. Typische Geräte sind 3-D-Drucker, Laser-Cutter, computergestützte numerische Steuerungsmaschinen. Damit können viele unterschiedliche Materialien bearbeitet werden. FabLabs erlauben die unkomplizierte Anfertigung von hoch individualisierten Einzelstücken oder nicht mehr verfügbaren Ersatzteilen und haben das Potential, Produktion radikal zu demokratisieren. FabLabCharta:

→ www.zurich.fablab.ch/fab-charta;
→ fab.cba.mit.edu/about/charter/

#Fähigkeitenwirtschaft wird praktiziert in Tauschringen und teilweise in Regionalwährungen, in denen Zeit, Gaben und Talente jedes Einzelnen Wertschätzung erfahren und der Austausch sowie gemeinsames Handeln für die Gemeinschaft im Zentrum stehen.

G

#Gemeinschaftswerkstätten, #Offene Werkstätten bieten Raum, Werkzeuge und fachlichen Rat für kreative und eigensinnige Produktion. Wer Dinge selbst macht, entwickelt ein Gefühl für die nötigen Ressourcen, macht sich Gedanken über das eigene Konsumverhalten und wird sensibilisiert für Qualität und Herstellungsbedingungen von Produkten. Als Raum für Begegnung und gemeinsames Werkeln, Reparieren und Produzieren leisten Offene Werkstätten wichtige Beiträge zu einer nachhaltigen Gesellschaft.

→ www.offene-werkstaetten.org

#Gemeinwohlökonomie orientiert sich an einem sozialen, ökologischen und demokratischen Ordnungsrahmen für eine Wirtschaft, die von Gewinnstreben und Konkurrenz auf Gemeinwohl und Kooperation umgepolt werden soll. Sie ist vom Zweck des Wirtschaftens her gedacht. Gemessen wird nicht nur mit monetären Indikatoren, sondern mit Nutzwertindikatoren. Je sozi-

aler, ökologischer, demokratischer und solidarischer Unternehmen agieren und sich organisieren, desto bessere Gemeinwohlbilanzergebnisse können sie erreichen und Vorteile erhalten, z.B. niedrigere Steuern, geringere Zölle, günstigere Kredite.

→ www.gemeinwohl-oekonomie.org/de

#Governance bezeichnet allgemein das Steuerungs- und Regelungssystem im Sinn von Strukturen einer politisch-gesellschaftlichen Einheit wie Staat, Verwaltung, Gemeinde oder Organisation und umfasst jegliche Art politischer Regelung wie das «Management von Interdependenzen», kooperative Verhandlungsformen bis hin zur Selbststeuerung.

K

#KoKonsum, #Kollaborativer Konsum steht für eine Bewegung, die Leihen, Mieten und Tauschen von Dingen (Autos, Wohnraum und Gebrauchsgegenstände) und Immateriellem (Zeit, Kenntnisse und Erfahrungen) neu definiert. Dank des Internets können auch private Ressourcen schnell und einfach mit Mitmenschen geteilt werden. In der Haltung von KoKonsum entwickeln sich Ansätze, die auch in kollaborative Produktionspraxen münden, die über den Konsum hinausgehen.

→ www.kokonsum.org

O

#Open Source meint die Idee des Offenlegens von Quellen, die freien Zugang zu Code und Informationen ermöglichen, die jeder nach Belieben studieren, benutzen, verändern, kopieren und weiterentwickeln darf. Der Begriff beschränkt sich nicht ausschließlich auf Software, sondern wird auch auf Wissen und Information allgemein ausgedehnt. Werden Baupläne von Maschinen in kollaborativen Plattformen entwickelt und frei zur Verfügung gestellt, erfolgt dies unter den Begriffen #Open Design oder #Open (Source) Hardware.

P

#Peer-Produktion ist die freiwillige Kooperation zwischen Gleichberechtigten (englisch: peers), die zu einem gemeinsamen Ziel beitragen. Peer-Produktion basiert auf dem Bedürfnisprinzip: Am Anfang steht ein Bedürfnis, das man sich erfüllen, oder eine Idee, die man gerne realisieren möchte. Beispiele sind freie Software-Projekte wie Linux und Firefox, die freie Enzyklopädie Wikipedia und andere Projekte, die mit freier Lizenz versehene Texte, Musik oder Filme produzieren. Auch das OpenStreetMap-Projekt, das frei nutzbare und erweiterbare Karten der ganzen Welt erstellt, entsteht durch viele freiwillige Beiträge einzelner «Peers». Sind Commons das Ausgangs- und Endprodukt von Peer-Produktions-Prozessen, sprechen wir von **#commonsbasierter Peer-Produktion** oder **#commonsorientierter Peer-Produktion**.
→ www.p2pfoundation.net

#Postwachstumsökonomie bezeichnet die Verringerung von Konsum und Produktion für mehr soziale Gerechtigkeit, ökologische Nachhaltigkeit und Wohlbefinden, um den ökonomischen, sozialen und ökologischen Problemen und Folgen der Wachstumsabhängigkeit moderner Gesellschaften zu begegnen. Das Konzept der Postwachstumsökonomie orientiert sich am Dreiklang einer Suffizienz-, Effizienz- und Konsistenzstrategie und dem partiellen Rückbau industrieller, insbesondere global arbeitsteiliger Wertschöpfungsprozesse zugunsten einer Stärkung lokaler und regionaler Selbstversorgungsmuster.

→ www.postwachstumsoekonomie.org

S

#Solidarische Landwirtschaft boomt. Sie fördert und erhält eine bäuerliche und vielfältige Landwirtschaft, produziert regionale Lebensmittel in einem eigenen, durchschaubaren Wirtschaftskreislauf für Mitglieder, die manchmal gemeinsam produzieren, oft gemeinsam organisieren und immer gemeinsam das finanzielle Risiko tragen. Die Mitglieder erleben, wie ihre Ernährungsentscheidung die Kulturlandschaft gestaltet, soziales Miteinander, Naturschutz

und (Arten-)Vielfalt fördert und so eine zukunftsfähige Landwirtschaft ermöglicht. Landwirtinnen und Landwirten wird Planungssicherheit ermöglicht, sich unabhängig von Marktzwängen einer nachhaltigen landwirtschaftlichen Praxis zu widmen, den Boden fruchtbar zu erhalten und bedürfnisorientiert zu wirtschaften.

→ www.solidarische-landwirtschaft.org

#Solidarische Ökonomie praktiziert bedürfnisorientierte, soziale, ökologische und demokratische Ansätze. Die in ihr wirtschaftenden Menschen kooperieren gleichberechtigt in einem Projekt oder Betrieb, verwalten ihre Produktionsmittel (Maschinen, Gebäude und Rohstoffe) selbst, erzielen gemeinsam einen Lebensunterhalt, verhalten sich solidarisch zur Gesellschaft und tragen zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Gemeinschaft bei. Ziel ist eine Verbesserung der Lebensbedingungen statt Profit, Konkurrenz und Privatbesitz unter Berücksichtigung von ökologischen Kriterien im sensiblen Umgang von Material, Energie, Wasser und Boden.

→ www.solidarische-oekonomie.de

Jaana Prüss ist Kulturaktivistin und Herausgeberin des Handbuchs: «fair-handeln! Anstiftungen für zukunftsfähiges Handeln».
→ www.morgengruen.de

WeiterführendeLiteratur:

Andrea Baier, Christa Müller, Karin Werner – Stadt der Commonisten: Neue urbane Räume des Do it yourself, München 2012, ISBN 978-3-8376-2367-3

Christian Felber – Die Gemeinwohl-Ökonomie Aktualisierte und erweiterte Neuauflage, Deuticke 2012, ISBN 978-3-552-06137-8

Raphael Fellmer – Glückliche ohne Geld! Wie ich ohne einen Cent besser und ökologischer lebe. Download: www.raphaelfellmer.vahp.de/buch

GLS Treuhand, da hilft nur schenken, Bochum/Frankfurt 2011, ISBN 978-3-924391-58-4
Download: http://www.gls-treuhand.de/media/bilder_neu/file_pdf/gls_jubilaeumsbuch_da-hilft-nur-schenken.pdf

Silke Helfrich und Heinrich-Böll-Stiftung – Commons: Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat, 2. Auflage, Bielefeld 2014, ISBN: 978-3-8376-2835-7
Download: www.boell.de/sites/default/files/2012-04-buch-2012-04-buch-commons.pdf

Rob Hopkins – Einfach. Jetzt. Machen! Wie wir unsere Zukunft selbst in die Hand nehmen, München 2014, ISBN-13: 978-3-86581-458-6

Brigitte Kratzwald – Das Ganze des Lebens. Selbstorganisation zwischen Lust und Notwendigkeit. Sulzbach (Taunus), April 2014, ISBN 978-3-89741-362-7

Magdalena Taube, Krystian Wozniak – Komplizen. Wie können Hacker und Journalisten, Piraten und Kapitalisten, Amateure und Profis zusammenarbeiten? April 2014, E-Book, ISBN 978-3-944362-20-5

Jaana Prüss – fair-handeln! Anstiftungen für zukunftsfähiges Handeln. Berlin, April 2014, ISBN 978-3-00-045409-7

Barbara Unmüßig – Vom Wert der Natur, Sinn und Unsinn einer Neuen Ökonomie der Natur, Berlin Februar 2014, https://www.boell.de/sites/default/files/140220_e-paper_vom_wert_der_natur.pdf

Elisabeth Voss – Wegweiser Solidarische Ökonomie: Anders Wirtschaften ist möglich! Ulm, 2010

Links

Commons Blog, Silke Helfrich

→ www.commonsblog.de

Creative Commons Lizenzen

→ www.creativecommons.org

Foodsharing

→ www.foodsharing.de

Gemeinwohlökonomie

→ www.gemeinwohl-oekonomie.org/de

Mundraub

→ www.mundraub.org

Open Source, Bundeszentrale für politische Bildung

→ www.bpb.de/opensource

P2P

→ www.p2pfoundation.net

Postwachstumsökonomie, Nico Paech

→ www.postwachstumsoekonomie.org

Regionalwährungen

→ wikipedia.org/wiki/Liste_der_Regionalgelder

Reuse Computer Network

→ www.reuse-computer.org

Repaircafés

→ www.repaircafe.org

Shareable

→ www.shareable.net

Sharing City Berlin

→ www.sharingcityberlin.org

Solidarische Landwirtschaft

→ www.solidarische-landwirtschaft.org

Tauschringe

→ www.tauschring.de

Verbund offener Werkstätten

→ www.offene-werkstaetten.org

Veranstaltungen und Publikationen zum Thema Ökonomien des Gemeinsamen

Konferenz

4. Internationale Degrowth-Konferenz für ökologische Nachhaltigkeit und soziale Gerechtigkeit

Di/Sa, 2.–6. September 2014, Leipzig

Die Konferenz bietet Raum für wissenschaftliche Debatten, den Austausch zwischen Aktivist/innen und wirtschaftlichen Pionier/innen sowie künstlerische Ansätze zum Thema. Es werden aktuelle Forschungsergebnisse sowie Projekte und Politikvorschläge vorgestellt, ausprobiert und diskutiert. Die Degrowth-Konferenz 2014 in Leipzig ist Teil eines internationalen Veranstaltungszyklus. Bisherige Konferenzen: Paris (2008), Barcelona (2010) sowie Venedig und Montreal (2012). Mehr Infos: leipzig.degrowth.org/de/

Publikationen

COMMONS. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat

Hrsg. von Silke Helfrich und Heinrich-Böll-Stiftung im Transcript Verlag

2. Auflage, Bielefeld 2014, 526 Seiten, 24,80 Euro, ISBN 978-3-8376-2835-7

Enlivenment

Towards a fundamental shift in the concepts of nature, culture and politics

An Essay by Andreas Weber. Edited by the Heinrich Böll Foundation

Publication Series on Ecology, Volume 31
Berlin 2013, 72 pages

fair-handeln!

Anstiftungen für zukunftsfähiges Handeln

Hrsg. von Jaana Prüss. Mit Texten von Christa Müller, Thomas Dönnebrink, Robert Strauch, Sebastian Stragies, Nikolai Wolfert u.a.

Unterstützt von der Heinrich-Böll-Stiftung
Berlin 2014, 160 Seiten, 19,90 Euro
ISBN 978-3-00-045409-7

Eine Sammlung beispielhafter Projekte, die leihen statt besitzen, selberrichten statt kaufen, reparieren, umwandeln, aufwerten statt wegwerfen, Tauschhandel oder Share Economy praktizieren. Handlungsanleitungen und Rezepte vermitteln nützliches Wissen zum Handeln (auch ohne Konsum).

www.morgengruen.de

Nutzen statt Besitzen

Auf dem Weg zu einer ressourcenschonenden Konsumkultur

Eine Kurzstudie von Kristin Leismann, Holger Rohn, Martina Schmitt und Carolin Baedeker
Im Auftrag und hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung in Zusammenarbeit mit dem NABU e.V.
Schriften zur Ökologie, Band 27
3. Auflage, Berlin 2013, 104 Seiten

www.boell.de/de/nutzenstattbesitzen

Online-Kurs

In Kooperation mit der Heinrich-Böll-Stiftung bietet die Digital School der Leuphana Universität Lüneburg den Online-Kurs «Psychology of Negotiations – Reaching Sustainable Agreements in Negotiations on Commons an».

Infos <http://digital.leuphana.com>

«Bei der Vision einer Postwachstumsgesellschaft gibt es keine markierten Pfade, die uns vor falschen Freunden schützen. Aber ausgehend von den bereits überall existierenden Initiativen können wir einen Wegweiser für eine gerechte, solidarische und demokratische Postwachstumsgesellschaft umreißen.»

Barbara Muraca

Diesen Wegweiser finden Sie in:



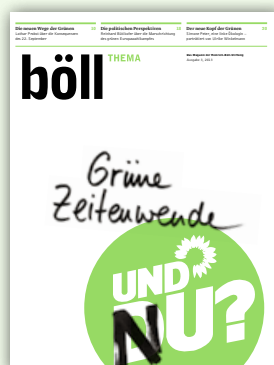
Barbara Muraca «Gut leben»

Eine Gesellschaft jenseits des Wachstums
96 Seiten. € 9.90/sFr 14.90/€ (A) 10.20
ISBN 978 3 8031 2730 3
Erscheint im August 2014

Wagenbach

Zuletzt erschienen

Die Ausgaben 2/13 und 3/13 sind als Printversion vergriffen. Download unter www.boell.de/thema



3/13
Grüne Zeitenwende



2/13
Wie frei bin ich? –
Lebensentwürfe in Bewegung



1/13
Es grünt

Böll.Thema 1/14

Seitenwechsel – Die Ökonomien des Gemeinsamen

«Im Kapitalismus hat sich das Verhältnis des Tauschens von Gleich zu Gleich bekanntlich dahingehend verändert, dass ich etwas gebe, also verkaufe, mit dem Ziel, Gewinn zu machen. Da geht es eben nicht mehr um die unmittelbare Befriedigung von Bedürfnissen, sondern um Gewinne und damit gesellschaftlichen Machtzuwachs, oft auf Kosten anderer Menschen und der Umwelt. Offenbar sind wir gerade an einem Punkt, an dem sich viele überlegen, wie lange wir so noch weiter wirtschaften können. Ob wir umdenken können, das wird – wie immer – davon abhängen, inwieweit Einsicht das Handeln bestimmen wird.»

Christoph Wulf, Professor für Anthropologie und Erziehung, Freie Universität Berlin

Die Heinrich-Böll-Stiftung ist eine Agentur für grüne Ideen und Projekte, eine reformpolitische Zukunftswerkstatt und ein internationales Netzwerk mit weit über hundert Partnerprojekten in rund sechzig Ländern. Demokratie und Menschenrechte durchsetzen, gegen die Zerstörung unseres globalen Ökosystems angehen, patriarchale Herrschaftsstrukturen überwinden, in Krisenzonen präventiv den Frieden sichern, die Freiheit des Individuums gegen staatliche und wirtschaftliche Übermacht verteidigen – das sind die Ziele, die Denken und Handeln der Heinrich-Böll-Stiftung bestimmen. Sie ist damit Teil der «grünen» politischen Grundströmung, die sich weit über die Bundesrepublik hinaus in Auseinandersetzung mit den traditionel-

len politischen Richtungen des Sozialismus, des Liberalismus und des Konservatismus herausgebildet hat.

Organisatorisch ist die Heinrich-Böll-Stiftung unabhängig und steht für geistige Offenheit. Mit derzeit 30 Auslandsbüros verfügt sie über eine weltweit vernetzte Struktur. Sie kooperiert mit 16 Landesstiftungen in allen Bundesländern und fördert begabte, gesellschaftspolitisch engagierte Studierende und Graduierte im In- und Ausland. Heinrich Bölls Ermunterung zur zivilgesellschaftlichen Einmischung in die Politik folgt sie gern und möchte andere anstiften mitzutun.

www.boell.de